Germ. g.
60t

germ. g. 60 t Canoffer

Preis: Mark 1.20.



X. A. v. R. Brend'amour.

Hagen,
Otto Hammerschmidt.
1877.

Azick 76

114 B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS


Nach Canossa gehn wir nicht!
AZick 76
X. A. v. R Brend'amour.

Nach Canossa geh'n wir nicht!

Ein geschichtlicher Beitrag
zur
800jährigen Wiederkehr der Tage zu Canossa
mit vergleichendem Hinweis
auf den gegenwärtigen Kirchenstreit.

Dargestellt
von
einem Freunde vaterländischer Geschichte.

Am fernen Tiberstrande, da sitzt ein Fischermann,
Will Könige und Völker mit seinen Netzen fah'n;
„**Thut Buße zu Canossa!** sonst schleudert euch der Strahl
Des Bannes stracks zur Hölle", ruft er, „zur ewigen Qual!".
„Halt", lacht der alte Kaiser, „das hat noch keine Noth,
Mag er im Finstern dräuen, **uns leuchtet Morgenroth;**
Das Licht der lautern Wahrheit hat längst die Nacht erhellt;
Es ist mit uns im Bunde der Herrscher aller Welt,
Und wer im Lichte wandelt, **tritt freudig uns zur Seit',**
Wohlauf! erhebt die Banner des Siegs in diesem Streit!"

Hagen.
Otto Hammerschmidt.
1877.
(Druck der Karl Wörle'schen Buchdruckerei in Dortmund.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Vorwort.

„Die Sache des Kaisers ist die Sache der Freiheit,
die Sache des Papstes die der Sklaverei!

Graf Russell.

Am 25., 26. und 27. Januar 1877 werden es 800 Jahre, daß der deutsche König Heinrich IV. im Burghof zu Canossa, vor dem Papste Gregor VII. sich demüthigte, — die Reichsgewalt sich vor der römischen Priesterherrschaft beugte. Feierte der Papst hierdurch auch seinen höchsten Triumph, so war doch immerhin die erstrebte Herrschaft des apostolischen Stuhls über die weltliche Macht, noch keineswegs begründet und dauernd befestigt. Das heutige Rom, von ganz gleichen Bestrebungen geleitet, wie vor 800 Jahren, zur Zeit Gregor's VII., gedenkt mit Stolz und Freude jener Scene im Vorhofe zu Canossa, und hat daher eine Erinnerungsfeier in Aussicht genommen. Man wird sich jedoch hierbei der schmerzlichen Erkenntniß nicht erwehren können, daß, trotzdem zwischen damals und heute in Bezug des Kirchenstreits, eine auffallende Verwandtschaft besteht: „wir nicht nach Canossa gehen, weder in kirchlicher noch in staatlicher Beziehung."

Schon über 1000 Jahre dauert der Streit der päpstlichen Macht gegen den Staat und seine Gesetze; die Sünden und Laster der Könige waren die Stufen, auf welchen die Oberhäupter der Kirche emporstiegen zu ihrer unbeschränkten Herrschaft. Papst Nikolaus I. begann den Kampf gegen den fränkischen König Lothar II. Er brachte diesen seinen

Gegner durch den gefürchteten Bann, und mehr noch durch Bearbeitung der öffentlichen Meinung zur Unterwerfung. — Heinrich IV. wurde in Canossa das Opfer päpstlicher Herrschsucht, und nach ihm erlag ihr noch so mancher deutscher König, — und noch bis heute sucht sie ihren Einfluß allerwegen in rein weltlichen Angelegenheiten geltend zu machen.

Kaum hatte sich das deutsche Volk in seinem einheitlichen Nationalgefühl wieder gefunden, und, eingedenk der ruhmvollen Kaiserzeit vergangener Jahrhunderte, das endlich erstandene Reichsoberhaupt des gesammten Vaterlandes voll Begeisterung begrüßt, als sich auch gleich darauf schon dasselbe anmaßliche, herrschsüchtige Bestreben der Kurie wiederholt, wie damals vor nun 800 Jahren.

Diese für uns in vielfacher Hinsicht lehrreiche Zeit in kurzen Zügen möglichst populär und anziehend darzustellen, war die Absicht des Verfassers, der sich hierbei der besten und zuverlässigsten Geschichtswerke bediente. Deutschland hat keinen Grund, die beklagenswerthe Januartage zu Canossa besonders zu feiern, doch in mahnender Erinnerung ihrer zu gedenken, halten wir gerade in der Jetztzeit für geboten, denn sie enthalten des Lehrreichen für die Bewegung unserer Tage viel.

Möge unsere Absicht eine freundliche Aufnahme und gütige Beurtheilung finden, und auch ihrerseits dazu beitragen, das Bestreben des apostolischen Stuhls durch die Wahrheiten der Geschichte ins rechte Licht zu stellen, und das Nationalgefühl unseres Volks, und sein Vertrauen zu den Maßnahmen der Regierung bekräftigen helfen.

Im December 1876.

Um die Zeit der höchsten Machtstellung des römischen Reichs, und der beginnenden großen Sittenverderbtheit desselben, als die republikanische Regierung gefallen und die Herrschaft der Kaiser begann, trat im fernen Palästina, unter dem Judenvolke, der Verkünder des Heils, der Gründer einer neuen Religionsanschauung, Jesus Christus auf, predigte das Evangelium, d. h. die frohe Botschaft von dem Heile, und verhieß Allen, die an ihn glauben würden, innere Beseligung, die keines äußeren Wohlergehens bedürfe, und bereitete durch seine Lehre die Wiedergeburt des Menschengeschlechts vor. Das Leben und Wirken des reinen und sündenlosen göttlichen Predigers, seine Leidensgeschichte und sein Tod, sind, wie wir mit Recht voraussetzen dürfen, unsern Lesern bekannt, und können wir hier einer wiederholenden Darstellung uns enthalten. Nach seinem Hingang verbreiteten die als Verkündiger seiner Lehre berufenen Apostel (d. i. Gesandte) mit aller Kraft und inniger Ueberzeugung das Evangelium, und stifteten aus ihren Anhängern zu Jerusalem die erste christliche Gemeinde, die aber gleich von allem Anfang an, und namentlich von jüdischer Seite, großen Verfolgungen ausgesetzt

war. Die ersten Christen waren Juden, doch gewann die neue Lehre alsbald schon bei den Heiden zahlreiche Anhänger. Dies war namentlich der Fall, als ein aus Tarsos in Cilicien stammender Jude mit Namen Saulus zum Christenthum übertrat, und als Paulus der große „Apostel der Heiden" wurde. Das Evangelium fand durch ihn hauptsächlich in Syrien, Kleinasien, Griechenland, Macedonien, Italien, und in der Weltstadt Rom Verbreitung.

Die Anhänger der neuen Lehre hießen anfänglich nicht Christen, welche sich untereinander Jünger, Gläubige, Brüder und Schwestern nannten; es wurde dieser Namen nach der Apostelgeschichte 11, 26 zuerst in Antiochien von den Heiden den Mitgliedern der dortigen Christengemeinde als Spottname beigelegt, wie er überhaupt im Neuen Testament, (Apostelgesch. 26, 28, 1. Petri 4, 16) neben Nazaräer (Apostelgesch. 24, 5) nur als eine von Nicht-Christen gebrauchte Bezeichnung erscheint. Erst im zweiten Jahrhundert eigneten sich die Christen den Spottnamen als Ehrennamen an, wenngleich noch Paulus den ähnlichen Namen: „Angehörige Christi", als korinthischen Parteinamen ablehnen zu müssen glaubte. (1. Korinth. 1, 12.)

Wie die Gottesverehrung der ersten Christen das Gepräge der größten Einfachheit trug, so ging ihre Kirchen-Verfassung aus nicht minder einfachen Elementen hervor. Der Kultus schließt sich an den der jüdischen Synagogen an, und bei den heidnischen Völkern nimmt er einen Theil der vorhandenen Gebräuche ihrer Gottesverehrung auf.

Die ersten Christengemeinden bildeten eine Gesellschaft liebender Brüder, die zu gemeinschaftlicher Andacht zusammenkamen, sich in Erfüllung ihrer Pflichten gegenseitig durch Gebet, Gesang, Lesen und Erklärung des alten Testaments ermunterten und stärkten, und zur Erinnerung an den

Stifter der christlichen Kirche das Abendmahl durch eine gemeinschaftliche Mahlzeit, Liebesmahl genannt, feierten.

Ums Jahr 200 waren schon so ziemlich alle Bücher des gegenwärtigen neutestamentlichen Kanons vereinigt, und allgemein im Gebrauch, obgleich schon damals über deren Aechtheit (Kanonicität) vielfache Zweifel bestanden, die zum Theil auch heute noch bestehen.

Mit der Ausbreitung des Christenthums und der raschen Zunahme seiner Anhänger, wurde selbstredend auch eine gewisse äußere Form, eine Kirchenverfassung nöthig. Schon im apostolischen Zeitalter, also vor dem Jahr 70 besaßen die Christengemeinden nach dem Muster der jüdischen Gesellschaftsverfassung ihren Vorsteher oder Aeltesten, welchem die Aufsicht über das Ganze oblag, der für die Erhaltung des Anstandes, der Ruhe und Ordnung in der Gemeinde zu sorgen hatte, und in den meisten Fällen auch als Lehrer funktionirte; es gab ferner Diakone, welchen in erster Linie die Sorge für die Kranken und Armen der Gemeinde anvertraut war, — für den weiblichen Theil der Gemeinde gab es „Diakonissinnen"; Akoluthen, welche die Lichter anzuzünden und sonstige Dienste zu besorgen hatten; Exorcisten, welche über die Aufzunehmenden die Beschwörung und Handauflegung vornahmen; die Ostiarier, welchen die Thüren der Versammlungsorte anvertraut waren; die Lectoren, welche die heiligen Schriften aufzubewahren und daraus vorzulesen hatten.

Personen von ganz besonderer Bedeutung und großem Einfluß waren endlich die Aufseher oder Bischöfe in den Gemeinden, die aber als „Bewahrer und Fortpflanzer der reinen christlichen Lehre," und nach der Lehre der Kirchenväter, gleichsam als „Nachfolger der Apostel und Erben ihrer von Christo erhaltenen Gewalt," alsbald schon die hervorragendste maßgebende Stellung ihres Kirchenbezirks

einnahmen.*) Auf diese Weise bildete sich nach und nach eine monarchische Kirchenverfassung aus, und aus dem Priesterrechte des alten Testamentes das Regiment der Bischöfe, deren oberste Leitung auch von den Gemeinden anerkannt wurde. Doch war anfänglich das freie Bestimmungsrecht der Gemeinde durch die Bischöfe in keiner Weise beengt, diese wurden von derselben gewählt und hatten sich dem Willen der Gemeinde zu fügen. Es konnte nicht ausbleiben, daß die im Laufe der Zeit immer mehr ausgebildete Kirchenverfassung auch in den althergebrachten Verhältnissen, große Veränderungen hervorrief, und sich namentlich das Verhältniß der Gemeinden zu ihren Beamten wesentlich anders gestaltete. So finden wir denn schon bald nach dem apostolischen Zeitalter einen streng abgesonderten Priesterstand (Klerus) den übrigen Christen (Laien) entgegenstehen. Sie erhoben sich über das Volk, bildeten eine eigene Kaste, und wurden aus den Dienern der Gemeinde schon sehr früh deren Beherrscher. Sie wollten als höhere Geschöpfe angesehen werden, und das Volk ließ sie als solche gelten. Und wie sich der Klerus von den Laien trennte, so spaltete er sich selbst alsbald schon weiter in eine vielgliedrige Hierarchie, an deren Spitze die Bischöfe standen. Während anfänglich die Bischöfe den Presbytern noch ganz gleich gesetzt wurden, wird allmählich schon im 2. Jahrhundert das bischöfliche Amt als Würde eines Einzelnen über den Presbytern einer Stadt und ihrer Umgegend zu einer Repräsentation der bedrohten kirchlichen Einheit. Die Bischöfe betrachteten sich als die obersten Priester, und behaupteten schließlich, ihr Amt und ihre Rechte nicht von der Gemeinde, sondern

---

*) Paulus bestellte den Timotheus zu Ephesus, den Titus zu Kreta, und ertheilte ihnen die Vollmacht, Presbyter oder Aelteste zu weihen und die Gemeinde zu regieren.

von Gott selbst erhalten zu haben; was sie als heilige Lehre vortrugen, wurde, ohne weiter zu untersuchen, geglaubt, und schließlich verlangten sie dreist, man solle sie als die Stellvertreter Christi verehren. —

Die von den Aposteln gegründeten Kirchen hießen in den ersten Jahrhunderten „Mutterkirchen", doch hatte keine unter ihnen einen Vorrang. „Ist dir Achaja nahe (spricht Tertullian, † um 240) so hast du Korinth; bist du nicht weit von Macedonien, so hast du Philippi und Thessalonich; wanderst du nach Asien, so hast du Ephesus; wohnst du in der Nähe von Italien, so hast du Rom."

Die Bischöfe wußten gleich von vornherein ihrer Stellung Ansehen und Bedeutung zu geben. So wurden namentlich, wie wir später sehen werden, die Bischöfe der großen Hauptstädte, wie zu Antiochia, Ephesus, Alexandria und vor allem der in Rom von besonderem Einfluß; sie nahmen unter den übrigen Metropoliten einen gewissen Vorrang ein, und der Bischof von Rom legte schon frühe das Streben, das höchste Ansehen zu gewinnen, an den Tag, doch wurde demselben selbst zu Anfang des 4. Jahrhunderts noch kein höheres Ansehen zugestanden, als daß er Bischof der ersten Stadt des Erdkreises und der durch Petrus und Paulus gestifteten Gemeinde war. Noch im 3. Jahrhundert erklärten die afrikanischen Bischöfe dem römischen Bischof Stephan, daß unter ihnen sich keiner zum Bischof über die Bischöfe aufwürfe, „denn ein jeder Bischof sei frei und selbständig, und könne von einem andern ebenso wenig gerichtet werden, als er einen andern zu richten befugt sei." — Selbst zur Zeit Pipins, also im 8. Jahrhundert, wurde der Papst nicht überall und immer als der erste und oberste Bischof anerkannt, und die longobardischen Könige erkannten ihn, sogar nachdem sie

mit ihrem Volke die Arianische Lehre angenommen hatten und **Katholiken** geworden waren, noch nicht einmal als Patriarchen von Italien an, und ihre Bischöfe begegneten ihm, dem Papste, **als seien sie völlig unabhängig von ihm.**

Die schon im 5. Jahrhundert geltend gemachte Behauptung der **römischen** Bischöfe, daß der Apostel **Petrus** nach Rom gekommen und dort im Jahre 67 mit Paulus gekreuzigt worden sei, und worauf diese die Würde eines Nachfolgers des ersteren gründeten, entbehrt **jeder historischen** Grundlage, und **ist thatsächlich nichts weiter als eine in der römischen Kirche geltende Tradition,** die selbst von sehr erleuchteten und strengen Anhängern des katholischen Glaubens **früher** und **später für nichts anderes gehalten** und ausgegeben wurde. Aller Wahrscheinlichkeit nach, und wie es neuere Forschungen fast außer allen Zweifel stellen, ist der Apostel **Petrus niemals** nach Rom gekommen, also auch nicht daselbst gekreuzigt worden. Die im Kanon des neuen Testaments enthaltenen beiden Lehrschreiben des Petrus sind an christliche Gemeinden in **Klein-Asien** gerichtet; und aller Wahrscheinlichkeit nach hat er seine Bekehrungs-Reisen über einige Gegenden des mittleren und westlichen Asiens überhaupt nicht ausgedehnt.

Das Ansehen der Bischöfe richtete sich anfänglich ausschließlich nach der Größe und der Bedeutung der Stadt, wo sie ihren Sitz hatten, und es kam schon in den ersten Jahrhunderten dahin, daß die Landbischöfe der kleinern Gemeinden ihre rechtliche Wirksamkeit aufgeben mußten, und dadurch der Sprengel der größern Bischöfe ein ausgedehnterer wurde. So waren denn alle Elemente vorhanden, die Kirche in Gemeinschaft und lebendiger Verbindung zu erhalten, und „wie die Christen im Geiste durch

Einen Glauben vereinigt waren, so stellten die verbundenen Kirchen auch in der äußeren Erscheinung ein großes Ganze dar, und aus dieser inneren und äußeren Einheit entwickelte sich der Gedanke einer allgemeinen (katholischen) Kirche im Gegensatz gegen diejenigen, welche durch abweichende Lehren oder Gebräuche diese Einheit stören und als Secten erschienen."

Man muß aber nicht denken, daß in dieser „katholischen" Kirche von Anfang an gleich Friede, und eine einheitliche Auffassung geherrscht habe. Die Ansichten gingen oft weit auseinander, selbst über Punkte des Evangeliums, der Absolution, der Kirchenzucht, so wie bei Fragen in Betreff der Kirchenverfassung. Die Lehre Christi und der Apostel war an und für sich sehr einfach, klar und verständlich, es konnte aber nicht fehlen, daß mit der Zeit manche Anschauungen und willkürliche Zusätze Platz griffen und sich geltend machten, welche Gegenstand weiterer und eingehender Erörterung wurden. So finden wir denn schon sehr früh weit auseinandergehende Meinungsverschiedenheiten, ganz entgegengesetzte Ansichten über die Person des Erlösers, sein Werk, seine Lehre und seine Mission. Auf der einen Seite redete man der irdischen Erscheinung Jesu Christi das Wort, auf der anderen vergeistigte und vergöttlichte man ihn, — und so bildeten sich Systeme der verschiedensten Art, und Secten, welche diesen verschiedenen Systemen schon in der frühesten Christenzeit mit aller Leidenschaftlichkeit anhingen; so wurde die Lehre von der Dreieinigkeit und die Art, wie man sich die göttliche Natur Christi zu denken habe, besonders Gegenstand der Untersuchung und abweichender Meinung; doch gewann alsbald schon eine Richtung die Oberhand und bildete als die „katholische Kirche" einen Lehrbegriff aus, welchen sie den einzig rechtgläubigen (orthodoxen) nannte, und verwarf alle abweichenden Meinungen als

irrig oder ketzerisch (heterodox). Auf diesen Standpunkt ist die christliche Kirche in den ersten drei Jahrhunderten gekommen; die lautere Christuslehre, die nur versöhnt und vermittelt, die erhebt und erbaut, die ein Ausfluß der Liebe, und nur Liebe, Friede und Eintracht will und erstrebt, sie wurde schon damals zu einer Quelle des Hasses und der leidenschaftlichsten Verfolgung; — und zeichneten sich hierin gerade diejenigen am verabscheuungswürdigsten aus, die als Diener des Herrn, oder „Nachfolger der Apostel" dem unvergleichlichen Vorbilde des göttlichen Erlösers folgend, Liebe und Versöhnung predigten, und der Gemeinde, der ganzen Christenheit als leitendes Musterbild vorangehen sollten. Sie aber handelten damals schon, und es ist später noch immer so gewesen, ganz im entgegengesetzten Geiste der Liebe predigenden Christuslehre, und die kirchlichen Verfolgungen der späteren Jahrhunderte überbieten noch an Hartherzigkeit, Grausamkeit und Unmenschlichkeit die schauderhaften Marterqualen der ersten Christenverfolgungen. — Dort waren es verwilderte Heiden, — hier waren es die Diener und Verkündiger der Christuslehre, welche diese furchtbaren Greuel heraufbeschworen und Jahrhunderte lang mit aller Consequenz genährt haben.

Mit der oben geschilderten inneren Entwickelung des Christenthums geht die äußere Ausbreitung desselben, und sein Kampf mit der römischen Staatsgewalt, als der Vertreterin der heidnischen Staatsreligion, Hand in Hand. Still und geräuschlos, und doch mit wunderbarer Schnelligkeit und siegreicher Kraft, verbreitete sich das Christenthum im ganzen römischen Reich, ja über dasselbe hinaus, bis in das Parthische Reich und nach Abessynien hin. Wohl

waren ihm hierbei gar mancherlei Factoren günstig und fördernd: — das große römische Reich, welches die Verbindung der Länder und Völker ungemein erleichterte, das allgemeine Verständniß der griechischen und römischen Sprache, in welchen das Christenthum zunächst und hauptsächlich gelehrt wurde, und vor allem aber der reine, untadelhafte Wandel der ersten Christen, der Bewunderung und Nacheiferung erweckte, — sie machen die überaus schnelle Verbreitung des Christenthums begreiflich. Ja selbst die Verfolgungen, denen die Christen in den ersten Jahrhunderten ausgesetzt waren, trugen nur zu seinem Wachsthum bei. Die ersten öffentlichen Verfolgungen, welche von der Ansicht des Alterthums, daß Staatsthum und Religion unzertrennbar seien, ausgingen, richteten sich gegen die Christen unter Nero (64) der diese in tückischer Weise als die Urheber des fürchterlichen Brandes in Rom (19. Juli 64) bezeichnete und den ganzen, vollen Haß des wüthenden Volkes auf sie lenkte. Nun begannen die schauderhaftesten Massenverfolgungen und grausamsten, haarsträubendsten Hinrichtungen, bis zur Zeit Constantins des Großen, bald mehr, bald weniger allgemein, je nachdem die Verordnungen der Kaiser milder oder härter lauteten, und die Statthalter in den Provinzen gern oder ungern straften. Namentlich drangen die kräftigeren, von altrömischem Geiste durchdrungenen Kaiser auf Anwendung der schonungslosesten Strenge in Verfolgung der Christen und Ausrottung ihres Glaubens; so Hadrianus 118, Marcus Aurelius 177, Septimius Severus 202, und Maximinus der Thraker 235. Mit dem Kaiser Decius (249—251) beginnt die Zeit der systematischen, ganz allgemeinen Christenverfolgungen mit neuem Verfahren. Da diesem rauhen Kaiser die Bischöfe ganz besonders verhaßt waren, so beabsichtigte er durch deren Vertilgung das Christenthum unterdrücken zu können;

doch blieben seine blutigen Bestrebungen ohne weitgehenden Erfolg. Der Decianischen Christenverfolgung folgte 257 und 258 die unter Valerianus und endlich (303—311) die letzte unter Diocletianus und dem wilden Galerius.

Als Constantin der Große nach Besiegung des Maxentius und Licinius und nach dem Tode des Maximinus Alleinherrscher geworden war, erließ er 324 ein Toleranzedikt, durch welches den Christen im ganzen Reiche Religionsfreiheit gestattet wurde.

Constantin erkannte und begriff das Christenthum als Weltmacht, und handelte im eigenen Interesse, wenn er demselben jedweden Vorschub leistete. Er hob zunächst das Ansehen der Geistlichen, wies ihnen Einkünfte auf den öffentlichen Schatz an, und erließ 321 ein, alsbald schon namentlich aber später so vielfach mißbrauchtes Gesetz, durch welches der Kirche gestattet wurde, Erbschaften jeder Art anzunehmen, mithin auch Güter zu besitzen. Und was war die Folge dieser weitgehenden Begünstigung? Nach kaum einem halben Jahrhundert war der Klerus im Besitz des zehnten Theiles aller liegenden Gründe, so daß die späteren Kaiser sogar diesem Uebermaaß durch Gesetze steuern mußten. Ueberhaupt hat Kaiser Constantin der Kirche eine Masse von Vorrechten eingeräumt, die später von ihr nach Willkür ausgebeutet und mißbraucht wurden, und vielfach der Ausgangspunkt des unchristlichsten Streites gewesen sind. So gewährte er den Bischöfen die Befugniß, über alle Rechtshändel, welche von den Parteien freiwillig vor sie gebracht wurden, im Namen der Kirche endgültig und ohne weitere Appellation zu erkennen. Es liegt nahe, daß sich namentlich hieraus schon damals, also im 4. Jahrhundert, ein ganz ungeheurer Einfluß der Kirche und der Geistlichen entwickelte, dies um so mehr, als sie durch Armenpflege, Mildthätigkeit jeder Art schon

an und für sich die Masse des Volks leicht gewinnen konnten, und in der That auch dem Staat gegenüber, der durch Kriegslasten und Beamtenwirthschaft nur drückte, alsbald schon den Vorrang streitig machten. Dazu kam, daß der Staat sich selbst seines Einflusses begab, und u. A. die Geistlichen von der Uebernahme öffentlicher Leistungen und Aemter befreite, und ihnen sogar einräumte, in bestimmten Fällen nicht der bürgerlichen, sondern einer besonderen geistlichen Gerichtsbarkeit unterworfen zu sein. Aus diesen Begünstigungen und manchen anderen wuchs ungemein schnell Reichthum, Macht und Einfluß der Kirche, und das 4. Jahrhundert war noch nicht zu Ende, als es der so herangebildeten und gekräftigten Hierarchie schon gelang, rein weltliche Interessen in die Kirche hineinzutragen.

Nichtsdestoweniger gewann namentlich im östlichen Reiche, mit der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion, die Beherrschung der Kirche durch die Kaiser, die auch in Lehrstreitigkeiten meistens entscheidend eingriffen, immer mehr Befestigung.

So wurden die Bischöfe größerer Kirchen, und dies ganz besonders in den kaiserlichen Herrschersitzen, unter dem Einflusse des Hofes gewählt, sehr häufig kam es aber auch vor, daß die Ernennung einzig und allein vom Kaiser selbst geschah. Dieses Verhältniß, besser gesagt, diese Gewalt des Staates in der Kirche, blieb bis ins Mittelalter bestehen, und bildete Jahrhunderte lang den Ausgangspunkt der blutigsten Kämpfe zwischen Staat und Kirche. — Von allem Anfang an waren Staat und Kirche Ein Körper, und der Kaiser war beider Oberhaupt. Wie in dem heidnischen Rom der Kaiser der oberste Priester — Pontifex Maximus — und der Vorsteher des Priestercollegiums war, so wurde er jetzt

auch als solcher betrachtet. So wird Kaiser Constantin bei Eusebius „der allgemeine — gemeinschaftliche von Gott gesetzte Bischof" genannt.

Die Kaiser beriefen allgemeine Versammlungen von allen Bischöfen des Reichs, deren Beschlüsse nicht ohne kaiserliche Bestätigung veröffentlicht werden durften, und welche häufig genug sogar durch ihre Gewalt in Vollziehung gesetzt wurden. Der ausbildenden und verbessernden Bewegung des Christenthums folgten sie mit lebhaftem Interesse, und unter Constantin dem Großen kam sogar das erste ökumenische Concil*), das Nikänische, (325) zu Stande, auf dem die für die Grundlage der christlichen Ueberzeugung höchst wichtigen Streitfragen über die Trinität, die göttliche Natur Christi, und das Verhältniß desselben zu Gott dem Vater, zur endgültigen Erledigung kommen sollten. Der Hergang war folgender.

Der Bischof Alexander zu Alexandria schloß sich der in der abendländischen Kirche zumeist verbreiteten Anschauung an, „daß Christus der Sohn Gottes von gleichem Wesen mit dem Vater sei, und aus dem Wesen desselben von Ewigkeit her erzeugt." — Dagegen behauptete Arius, ein Presbyter der alexandrinischen Gemeinde: „Christus, wenngleich unendlich erhabener als alle übrigen Menschen, sei durch den Willen Gottes aus Nichts geschaffen." Der

*) Man nannte sie ökumenische oder allgemeine Concilien, weil es gebräuchlich war, das Römische Reich als die ganze Welt zu betrachten oder doch so davon zu sprechen, und doch waren sie stets nichts anderes als eine Versammlung der Bischöfe, welche unter der römischen Oberherrschaft standen, und sie umfaßten keineswegs alle Kirchen der christlichen Welt. Dieser Umstand hielt übrigens nicht davon ab, zu behaupten, daß die Beschlüsse der Concilien unter dem unmittelbaren Einflusse des heiligen Geistes gefaßt wurden, daher ihre alsbald allgemein gebräu gangsformel: „Der heilige Geist verordnet ꝛc."

Streit zwischen Beiden wurde hierüber so heftig, daß, als Alexander den Arius sogar seines Amtes entsetzte, und ihn von der Kirchengemeinschaft ausschloß, sich Kaiser Constantin ins Mittel legte, und in einem an Beide gerichteten Schreiben, den Wunsch ausdrückte, wenn unter ihnen eine völlige Verständigung nicht erzielt werden könne, sie ihre verschiedenen Vorstellungen beibehalten, jedoch in kirchlicher Gemeinschaft und Eintracht mit einander leben möchten. Als der Streit aber nichtsdestoweniger, und sogar noch erbitterter fortgeführt wurde, berief Constantin 325 eine Versammlung von allen Bischöfen seines Reichs nach Nikäa, „um den Streit im Namen der ganzen Kirche zu entscheiden." Mehr als 300 Bischöfe erschienen auf derselben, und der Kaiser selbst nahm persönlich an den Verhandlungen den lebhaftesten Antheil; und unter seinem ausschließlichen Einfluß, verbunden mit unzweideutigen Drohungen, kam das, die Arianische Auffassung verwerfende berühmte Nikäische Symbol zu Stande, wonach der Sohn Gottes gleichen Wesens mit dem Vater zu betrachten sei. Die Beschlüsse dieses Concils wurden vom Kaiser santionirt und in seinem Namen publizirt. Doch war durch diese Beschlüsse — vorwiegend durch Ueberredung, Drohung und Furcht bei den Bischöfen ermöglicht, der Kirchenfriede auch nicht im Entferntesten hergestellt, die als ketzerisch erklärte Lehre des Arius blieb lange Zeit noch bei den Deutschen, namentlich bei den Gothen die herrschende, und der Kaiser sah sich schließlich genöthigt nach beiden Seiten hin Duldung zu üben; ja der ausdrücklich zu Nikäa verdammte Arius sollte sogar wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden, starb jedoch am Tage zuvor eines unaufgeklärt gebliebenen plötzlichen Todes. (336)

In dieser Periode gewinnt vorwiegend die Ausbildung des Dogmas Bedeutung, und die vier ersten Oekumenischen

Concilien beschäftigten sich hauptsächlich damit, und ihre Festsetzungen wurden für die gläubige Christenheit zum unantastbaren, geheiligten Glaubenssatz.

Dem Nikäischen Concilium folgte schon 381 das von Constantinopel, wegen der Trinitätslehre; und 431 das von Ephesus und 451 das von Chalkedon, auf welchen beiden wegen der Lehre von der Person Christi verhandelt wurde. Nachdem Constantin der Große seine Residenz von Rom in den Orient nach Constantinopel verlegt hatte, gewannen die Patriarchen*) dieser Stadt an wesentlicher Bedeutung, doch theilen sich beide Städte, Rom und Constantinopel ganz selbstständig in den Westen und Osten des römischen Reichs. Die Patriarchen, welche sich jetzt mehr und mehr über die Metropolen und Metropoliten der vergangenen Jahre als Metropolitanat höherer Ordnung erhoben, hatten das Recht, die Metropoliten ihres Sprengels zu ordiniren, und größere Synoden zusammenzurufen, und bildeten in allen wichtigen Angelegenheiten die letzte Instanz. Vor allem aber war die Bedeutung und das Ansehen des römischen Patriarchats in immerwährender Zunahme begriffen, da ausgezeichnete Persönlichkeiten demselben in langer Reihe vorstanden, und durch das Glück begünstigt, mit Klugheit und Umsicht den Anspruch auf das höchste kirchliche Supremat geltend zu machen, und zu befestigen wußten. Bis 423 war der ganze römische Orient christlich, während im Occidentalischen Reiche, trotzdem hier die Regenten und Beamten christlich waren, und das römische Patriarchat

*) Patriarchen nannte man seit der Mitte des fünften Jahrhunderts die Bischöfe der hervorragendsten Städte der Christenheit: Alexandrien, Antiochien, Rom und Constantinopel; auch dem Bischof zu Jerusalem räumte man diesen Titel ein, obgleich er nicht die gleiche Macht der Bischöfe der genannten Städte besaß.

an Einfluß gewann, das Christenthum noch weniger allgemein, so daß im 6. Jahrhundert sogar in Rom noch heidnische Tempel bestanden. Erst im 5. und 6. Jahrhundert nahm von hier aus eine größere, erfolgreichere Ausbreitung des Christenthums seinen mächtigen, das römische Supremat immermehr befestigenden Ausgangspunkt. So kam das Christenthum in ganz kurzer Zeit noch Nordafrika, Spanien, Gallien, Schottland, England, unter den germanischen Völkern zu den Alemanen, Gothen, Vandalen, Burgundern, und Franken.

Der Gottesdienst hatte schon zu dieser Zeit seine frühere Einfachheit eingebüßt, wie überhaupt vom ächten Geist des Christenthums schon vieles verloren gegangen war, er war prächtiger geworden, und wurde in der Folge noch immer prunkvoller, aber auch äußerlicher. Es begann die Verehrung der Märtyrer, Heiligen, ihrer Reliquien und Bilder, — auch macht sich der Marien-*) und Engelkultus schon hier und da geltend. Das Abendmahl hörte auf ein einfaches

---

*) Der Marien-Cultus kam erst gegen Ende des 4. Jahrhunderts unter den Christen auf. Thracische und scythische Weiber, welche kaum zum Christenthum übergetreten. und noch voll von heidnischen Gefühlen für eine „Mutter der Götter" nach Arabien gekommen waren, führten daselbst den ersten förmlichen Cultus der Jungfrau Maria ein; dienten ihr mit Gebeten, Prozessionen und Opfern, und verehrten sie als eine Göttin. In Arabien ist also die Quelle und der Anfang des Mariencultus zu suchen, wo auch die orthodoxen Theologen zuerst darauf kamen, — entgegen den Antidikomarianiten (Widersacher der Maria) — die „ewige Jungfräulichkeit der Maria" als Glaubenssatz aufzustellen. — Im 6. Jahrhundert schon hat die christliche Kirche angefangen, Feste zur Ehre der Jungfrau Maria zu feiern, welche sich bei den griechischen und katholischen Christen bis in unsere Zeit erhalten haben, — an die „unbefleckte Empfängniß der Maria" jedoch glauben nur die letzteren.

Brudermahl zu sein, es wird zum Meßopfer; die Predigt wird durch die Liturgie, welche im Orient einen mehr dramatischen, im Occident einen rein dogmatischen Character angenommen, verdrängt; und das Bußwesen gewinnt mehr eine äußere Form.

Aber auch die Bischöfe und Patriarchen waren durch ihr Bestreben, Einfluß und Macht zu gewinnen, von der Einfachheit des ursprünglichen christlichen Lebens abgekommen, und mischten sich immer mehr in die Händel der Welt, von der erhabenen Einfachheit und Demuth des göttlichen Erlösers war bei ihnen schon zu damaliger Zeit keine Spur mehr vorhanden. Wie schon gesagt, waren die Patriarchen zu Rom hierin am weitgehendsten, während die zu Constantinopel durch die Nähe des kaiserlichen Hofes vielfach beschränkt waren, und förmlich unter der Aufsicht des Kaisers standen. Eine Provinzialsynode zu Sardica im Jahre 344 und ein kaiserliches Decret Valentinians III. vom Jahre 445 hatte den Patriarchen zu Rom zwar als Primas und letzte Instanz der Bischöfe anerkannt, doch selbst im Occident, wo diese Bestimmungen eigentlich nur gelten konnten, fand diese Bevorzugung und Ermächtigung des römischen Bischofs, bei der Geistlichkeit noch bis ins 8. Jahrhundert starken Widerspruch. Zwischen den Patriarchen zu Constantinopel, und denjenigen zu Rom, bestand von Anfang an eine große Eifersucht; übrigens ein herzlicher Verkehr konnte nie aufkommen, denn die ersteren hatten sich niemals dazu verstehen wollen, dem römischen Bischof den angemaßten Vorzug eines Nachfolgers Petri einzuräumen; diesem waren sogar im 8. und 9. Jahrhundert bedeutende Güter seines Stuhles in Calabrien, Lukanien und Sicilien entzogen worden. Erst im 6. Jahrhundert legten sich die Bischöfe zu Rom auch den Namen „Papst,“ d. h. Vater, bei, jedoch was wir

ausdrücklich hervorheben, anfänglich ohne damit zugleich auch die später mit dieser Würde verbundene Autorität zu besitzen.

Wenn immerhin auch des Papstes Macht und Ansehen in der Stadt und dem unmittelbaren Gebiete Roms sich hob, so errang er sich — und das zunächst nur im Abendlande, — doch erst im Laufe vieler Jahrhunderte eine Weltstellung; und wie er sich dann das alleinige Supremat der katholischen Kirche anmaßte, in ähnlicher Weise gewannen die Patriarchen zu Constantinopel die Obergewalt in der griechischen Kirche, die sich in der Sprache, in der Auffassung des Lehrbegriffs und dem Ceremoniell von jener gegen die Mitte des 9. Jahrhunderts vollständig getrennt hatte, und deren geistliche Autorität man im Oriente in gleicher Weise anerkannte, wie die der Päpste im Abendlande. Diese hatten wohl wenig Freude daran; Papst und Patriarch bannten sich gegenseitig; und Papst Gregor der Fünfte schreibt: „Die Kirche des Ostens ist auf Anstiften des Teufels vom rechten Glauben abgefallen"

Wie schon angedeutet, waren der römischen Kirchenherrschaft gar mancherlei Verhältnisse günstig, so auch die durch die Völkerwanderung hervorgerufenen politischen Verwirrungen in Italien und Frankreich, die Gründung neuer Kirchen in Deutschland, welche, wie früher die britanischen, durch römische Missionäre ins Leben gerufen, und gleich von vornherein dem Bischof zu Rom unterworfen wurden, u. schließlich auch der Zwiespalt der orientalischen mit den occidentalischen Kirchen, die die letztern immer fester an ihre Wortführer, die Bischöfe zu Rom, band. Ihr Ansehen wurde noch vergrößert, als sie bei den Zwistigkeiten der ersteren als Schiedsrichter angerufen wurden,

obgleich es den orientalischen Bischöfen nie und nimmer in den Sinn kam, die höchste Fülle der kirchlichen Gewalt in die Hände des römischen Bischofs zu legen; und einige Bischöfe aufs aller Bestimmteste erklärten, er sei nicht ihr Richter, und hätte sich in ihre Händel auch nicht weiter einzumischen.

Von wesentlicher Bedeutung und unberechenbarem Einfluß für das Ansehen des Papstes war später noch die „Auffindung" der zwischen 844 — 853 wahrscheinlich von einem mainzischen Diakonus Benedict Levita geschmiedeten Decretalien des falschen Isidor *) deren Zweck war, die Rechte und die Ausübung des römischen Supremats durch untergeschobene Briefe und Constitutionen der frühesten römischen Bischöfe, bis in die ersten Jahrhunderte zurück zu datiren. — Wir werden Gelegenheit nehmen müssen, später eingehender darauf zurück zu kommen.

Wenn auch der Ostgothen-König Theoderich, welcher Herr über Italien geworden war, und sein Enkel Athalarich in Bezug auf die Papstwahl die Majestätsrechte der Bestätigung, und die Beaufsichtigung und Lenkung derselben übten**), so konnte doch schon Gelasius im Jahre 494 den Vorrang des römischen Bischofs als Glaubenssatz aufstellen, und einige Jahre später Papst Symmachus die Unabhängigkeit der inneren Verfassung und Verwaltung der Kirche vom Staate aussprechen. Doch machten die Kaiser im 6. Jahrhundert bei der neu gegründeten byzantinischen Herrschaft in Italien ihre alten Rechte wieder geltend, und verlangten, daß den Statthaltern jedes-

*) Der heilige Isidor war Bischof zu Sevilla und starb 635.

**) Theoderich gebot den Römern, einen Mann nach seinem Willen, Felix IV., zu wählen, und sie gehorchten.

mal der Tod des Papstes angezeigt werde, worauf über die Wahl selbst nach Constantinopel berichtet, und für die Bestätigung eine Abgabe bezahlt wurde. Wagte es aber ein Papst die kaiserlichen Befehle zu mißachten, so ließ ihn der Kaiser ohne weiteres nach Constantinopel führen, wie dies im 6. Jahrhundert dem Papst Vigilius und im 7. Jahrhundert Martin I. begegnete. So blieben auch die politischen Verhältnisse nicht ohne Einfluß auf die Stellung des römischen Patriarchen demjenigen zu Constantinopel gegenüber, und zwischen beiden entbrannte ein heftiger Rangstreit, als dieser den Titel eines ökumenischen oder allgemeinen Bischofs annahm.

Der damalige Papst Gregor I., der Große (590 — 604), nannte sich in Folge dessen, um jenen Hochmuth durch den stärksten Ausdruck von Demuth zu beschämen, einen Knecht der Knechte Gottes (servus servorum Dei).

Wie oft im Laufe der folgenden Jahrhunderte von den Päpsten diesem demuthsvollen Ausspruche Hohn gesprochen und von diesen geradezu entgegengesetzt gehandelt worden ist, hierüber liefert die Geschichte der Päpste die eclatantesten Beispiele, und werden wir in den nachfolgenden Blättern verschiedentlich darauf zurück zu kommen haben.

Staat und Kirche.

Kraftvoll wahr' in dem Herzen das Kleinod seligen Glaubens
Doch stets heilig und still, nicht vor den Augen der Welt;
Frömmler und Mystiker meid', und fliehe die Fesseln der Knechtschaft,
Frei nur trägt dich der Flug geistiger Schwingen empor,
Meinung der Secten verwirf, nicht scheide die Trennung der Kirchen
Herzen von Herzen! wir sind all' in der Liebe vereint.
Religion ist Gottes Verklärung im irdischen Dasein
Aber der Mensch und die Zeit haben die Kirchen gebaut!
Mahlmann.

Aus den einleitenden Worten ist ersichtlich, daß in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung vier Hauptkirchen mit ihren Bischofssitzen bestanden, und daß es unter gar mancherlei günstigen Zeitverhältnissen dem römischen Bischof allein möglich werden konnte, sich nach und nach zum unumschränkten, maßgebenden Herrscher und Oberherrn der Kirche im Abendlande empor zu schwingen. Schon im 5. Jahrhundert hatten die römischen Bischöfe in verschiedenen Provinzen des großen Reichs liegende Güter. Sie nahmen deßwegen an Allem, was darin kirchlich und politisch Wichtiges vorging, den lebhaftesten Antheil, und verstanden es zugleich, ihren Vortheil jederzeit energisch

zu verfolgen. Sie wurden aber dadurch so sehr in weltliche Geschäfte verwickelt, daß sich (598) Papst Gregor I. zu dem sehr bezeichneten Ausspruch veranlaßt sah, es sei „oft zweifelhaft, ob sie (die Bischöfe) das Amt von Seelenhirten oder von weltlichen Fürsten (!) verrichteten."

Mit der Verbreitung des Christenthums bei den Deutschen im 6. und 7. Jahrhundert wuchs das Ansehen des Papstes aber in noch viel größerem Maße, und da die Heidenbekehrer theilweise in seinem Auftrage und mit seiner Vollmacht Kirchen gründeten, so galt er auch im Allgemeinen als kirchliches Oberhaupt. Auf einem fränkischen Concil im Jahr 742 wurde diese Abhängigkeit vom Papste auch anerkannt, und beschlossen: „den katholischen Glauben und die Unterordnung unter die römische Kirche bis zum Tode zu bewahren, jährlich Synoden zu berufen, das Pallium der Metropoliten von Rom zu verlangen, und in allen Dingen die Vorschriften St. Petri zu befolgen."

Diese Erklärung hinderte aber die Bischöfe nicht, unbekümmert um Rom ihr Amt zu verwalten, und sich um die Predigt des Evangeliums in ihren Gemeinden weniger zu bekümmern, als um die Aufhäufung irdischer Schätze, so daß der fränkische König Chilperich allen Grund hatte auszurufen: „Unser Schatz ist verarmt und aller Reichthum den Kirchen zugefallen; unsere Macht ist dahin und aller Orten herrschen die Bischöfe."

Auch in Italien war das Ansehen des Papstes erschüttert, da nach Auflösung des abendländischen Reichs an die Stelle der Kaiser germanische Könige traten, die wie Odoaker und Theodorich Arianer waren. Darauf bemächtigte sich wieder der Kaiser des Morgenlandes der Herr-

schaft in Italien, und waren dadurch, wie bereits angedeutet, zugleich Oberherren der Kirche.

Der Einfall der Longobarden in Italien brachte neue Bedrängnisse; allein, da der byzantinische Hof zu schwach war, um zu helfen, so stellten sich die Päpste selbst an die Spitze der Stadt Rom, und suchten mit geistlichen und weltlichen Waffen ihr Besitzthum zu vertheidigen. Die Longobarden waren jedoch Arianer und fragten wenig nach den Bannstrahlen des römischen Priesters; — der siegreiche König Luitprand rückte sogar gegen die ewige Stadt selbst vor. In seiner Bedrängniß wendete sich Gregor III. († 741) an den tapfern Hausmeier Karl Martel, der kurz vorher in der siebentägigen Völkerschlacht von Poitiers die Christenheit von der furchtbaren Macht der Araber gerettet hatte; aber er erhielt keine Hülfe, denn beide fürstlichen Häupter standen in freundschaftlicher Verbindung.

Gregor's des Dritten Nachfolger Zacharias (741 bis 752) wußte sich durch Entgegenkommen Luitprand zum Freunde zu machen, und einen zwanzigjährigen vortheilhaften Frieden zu ermöglichen.

Pipin der Kleine, der Sohn und Nachfolger Karl Martels wurde auf einem Reichstage zu Soissons (751 dero 752) zum Könige gewählt und gekrönt. Bald darauf wurde Rom von den Longobarden aufs Neue bedrängt, so daß sich der Papst Stephan II. (Zacharias war kurz vorher gestorben), wohl einsehend, daß von Constantinopel keine Hilfe mehr werden konnte, gleichfalls an die Franken wandte. Er ging selbst nach dem Frankenreich, um durch die eigne Anwesenheit seinem Gesuch größeren Nachdruck zu geben. — Durch Bitten und Flehen, sogar durch einen Fußfall, erlangte er die Zusicherung der königlichen Hülfe.

Im Jahr 754 zog Pipin mit großer Heeresmacht über die Alpen, schlug die Longobarden, und zwang ihren

König Aistulph zum Frieden und zur Abtretung des päpstlichen Gebiets an den Kirchenfürsten. So war der geistliche Herrscher zugleich auch weltlicher Fürst geworden, doch war die Stadt Rom nicht in die Schenkung mit einbegriffen, da Pipin selbst den Titel eines Patricius von Rom annahm, und eine weltliche Macht des Papstes hier nicht anerkannt wurde.

Der Titel Patricius war von Constantin dem Großen gestiftet worden, und bezeichnete im römischen Reiche die höchste Würde nach der kaiserlichen, wenngleich verschiedene Würden damit verbunden sein konnten.

Nach Pipins Tode folgte sein ältester Sohn Karl (der Große) in der Regierung, als der Begründer einer neu beginnenden Epoche. Jetzt schienen alle Hoffnungen des Papstes Stephan des Dritten auf fränkische Hülfe vereitelt, denn Bertha oder Bertrada, die kluge Mutter des Königs, wünschte eine enge Verbindung mit dem longobardischen Hause. Karl, der sie herzlich liebte, folgte ihrem Rath und wählte Disiderata, die Tochter des Longobarden-Königs, zu seiner Genossin auf dem fränkischen Thron. Vergebens schalt der Papst in einem energischen Briefe auf die Verbindung mit dem „Geschlecht der Aussätzigen"; der Frankenherrscher bekümmerte sich wenig um den päpstlichen Unwillen, und schwerlich dürfte auch der Schmähbrief geeignet sein, Zeugniß von christlicher Liebe und friedlicher Gesinnung zu geben.*)

*) Dieser merkwürdige Brief war an Karl und seinen Bruder Karlmann gerichtet und lautete: „Meine vortrefflichsten Söhne, ihr großen Könige, welcher Unverstand ist es, daß die berühmte Nation der Franken und euer edelstes Königshaus sich durch die Verbindung mit der treulosen und stinkenden Nation der Longobarden besudeln soll, die nicht einmal eine Nation genannt werden kann, und von der ja bekanntlich das Geschlecht der Aussätzigen herstammt."

Indessen traten andere Verhältnisse in Italien ein, und vielleicht entsprach auch nicht die Königstochter den Erwartungen Karls, — er trennte sich daher von ihr schon nach Jahresfrist und wählte Hildegarde, eine schöne Grafen-Tochter.

Bald erscholl von Neuem aus Italien der Hülferuf des Papstes und dieser fand jetzt geneigtes Ohr. Karl zog über die Alpen, machte dem Longobardenreich ein Ende und ward in Rom als Patricius empfangen. Nachdem Karl, den schon 777 Papst Hadrian „den neuen allerchristlichsten Kaiser Constantin“ nannte, Deutschland, Frankreich, den größten Theil von Italien und die spanische Mark unter seinem Scepter vereinigt hatte, unternahm er auf Einladung des Papstes und wegen Aufstand mehrerer longobardischen Fürsten einen abermaligen Zug nach Italien.

Am 25. December 800 — damals dem ersten Tage des Jahres, — erfolgte zu Rom die denkwürdige Kaiserkrönung, von der die Chronisten mit Unrecht sagen, sie sei dem Herrscher unerwartet gewesen.

Es war ein Ereigniß von großer Bedeutung und man möchte fast sagen, daß es für unser deutsches Vaterland verhängnißvolle Folgen nach sich zog! Das hat sich also begeben: Karl zog nämlich nach Rom. Als er dort am Weihnachtstage in Gegenwart einer ungeheuren Volksmenge in der Kirche des Apostels Petrus der Messe beiwohnte, und vor dem Altar zum Gebete sich gebeugt hatte, setzte ihm Papst Leo der Dritte mit einem Male eine Krone auf's Haupt und rief vor allem Volke feierlich aus: „Heil und Sieg dem erlauchten Karl, dem von Gott gekrönten großen und friedfertigen Kaiser der Römer!“

Das „Werk des Augenblicks“ und „unmittelbar

göttlicher Eingebung" sollte diese Scene gewesen sein, aber die Geschichte urtheilt anders, und die Vermuthung liegt nahe, daß die Doppelreise des Papstes nach Deutschland und Karls nach Italien im engsten Zusammenhang mit der Kaiserkrönung gestanden.

So war denn die Idee eines römischen Weltreichs zum zweiten Male wieder, und zum Unheil des deutschen Reichs, ins Leben gesetzt worden. Karl der Große war nicht mehr Patricius, sondern selbst Imperator und Augustus; — und wenn ihm auch immerhin vom Papste die kaiserliche Würde verliehen worden war, so war dieser doch sein Vasall und hatte ihm Treue zu schwören. Karls Ansicht über das Verhältniß zwischen Kaiser und Papst ist in folgenden Worten kurz und bündig ausgesprochen: „Unser Amt ist es, mit Gottes Hülfe die Kirche Christi nach Außen gegen Anfall und Verwüstung der Heiden zu schützen und nach Innen durch Geltendmachung des katholischen Glaubens zu befestigen. — Euer (des Papstes) Amt ist es, durch Gebet uns beizustehen, damit das christliche Volk über die Feinde Gottes triumphire, und der Namen Jesu in der ganzen Welt verherrlicht werde; auch überall die Kirchengesetze zu befolgen, einen unsträflichen Wandel zu führen und die Völker zur Heiligkeit zu ermahnen."

So die Ansichten Karl's des Großen zu Anfang des neunten Jahrhunderts, welche der Papst theilte. Er konnte an denselben schreiben: „Wir haben uns gefreut über die Einmüthigkeit bei Eurer Wahl; übt Eure Demuth und Gehorsam und Euer Gelöbniß der Treue gegen uns. Denn wie mit Eurem seligen Vorgänger, so möchte ich mit Euch einen Bund unverbrüchlicher Liebe und Treue aufrichten." — Er läßt ihn ermahnen, ehrbar zu leben, die heiligen Kirchengesetze zu be-

obachten und die Kirche gewissenhaft zu regieren, läßt ihn an den Lohn erinnern, der seiner jenseits warte, wenn er als treuer Arbeiter befunden würde, und an die Vergänglichkeit seiner jetzigen Würde; und giebt ihm endlich Rathschläge über die Beseitigung der Mißbräuche, welche in der Kirche herrschen.

Das konnte Kaiser Karl dem Papste schreiben und schreiben lassen; — — wie anders ist das Verhältniß später gewesen, und welche Sprache führt heute der Unfehlbare in Rom. Der Papst gab den Erzbischöfen das Pallium, doch nur nach dem Willen des Kaisers, er selbst stand unter dessen oberrichterlichen Gewalt und Leo d. Vierte fügte sogar in einem Briefe an den späteren Kaiser Lothar den Ersten die offene Erklärung hinzu, daß er zur Beobachtung aller kaiserlichen Verordnungen verpflichtet sei. Papst Hadrian der Zweite erhielt auf ein ungeziemendes Schreiben an Karl den Kahlen von diesem die unzweideutige Antwort: „Wir möchten wohl wissen, wo der Verfasser jenes Briefes gefunden hat, daß ein König der einen verbrecherischen Bischof nach dem Gesetz verurtheilt, denselben nach Rom schicken muß. Die Frankenkönige sind nicht Beamte der Bischöfe, sondern Herren des Landes."

Karl der Große war ein eifriger Förderer der christlichen Religion nach der Lehre der Kirche. Er ernannte aber gleich seinen Vorgängern — den Frankenkönigen — die Bischöfe oft aus eigner Machtvollkommenheit, obschon sie vom Volke und vom Klerus des bischöflichen Sitzes — der ecclesia cathedralis — erwählt werden sollten. Ohne seine Genehmigung durften sie sich zu keiner Synode versammeln, ihre Beschlüsse wurden von ihm bestätigt, — — kirchliche Angelegenheiten auf der Nationalversammlung berathen und als Gesetz eingeführt. Die Natio=

nalversammlung bestand gewissermaßen aus einer weltlichen und einer geistlichen Kammer, deren jede die ihr zustehenden Angelegenheiten berieth, und welche dem Könige zur Bestätigung vorzulegen waren.

Zur Zeit Karl's und auch noch einige Zeit nach ihm, sah man den römischen Kaiser als den Herrn der Welt an, und fügte sich seinem Einflusse und Machtspruche auch in kirchlichen Dingen. Doch entsprach dieses Verhältniß nicht den Anmaßungen der Nachfolger Petri und dem Stolz des römischen Volkes, namentlich verstand man sich mit Widerstreben dazu, daß die vom römischen Klerus und Volk gewählten Päpste erst vom Kaiser bestätigt werden sollten. — Nachmals gingen die Kaiser sogar so weit, daß sie nach ihrem Ermessen Päpste einsetzten. „Wer hat die Deutschen zu Richtern der Völker ernannt?" ruft daher Johann von Salisbury († 1182 als Bischof von Chartres) aus. „Wer hat den dummen, wüthenden Menschen diese Macht gegeben, daß sie nach Willkür einen Fürsten setzen über die Häupter der Menschenkinder?"

Die gewaltigen staatlichen Umwälzungen des 9. 10. und 11. Jahrhunderts veränderten das Verhältniß zwischen Staat und Kirche wesentlich. Nach Karl des Großen Tod ging das Reich auseinander; das Kaiserthum kam auf den König der Deutschen; die Normannen gründeten in Frankreich, Italien und England neue Reiche und das Lehnsystem gestaltete sich zur einzigen Form des politischen Lebens. Der letztere Umstand war für die herrschsüchtigen Bestrebungen der Päpste von unberechenbarem Vortheil, während er für Kaiser und Reich nur verhängnißvoll wurde. Der Kaiser befand sich durch die Entwicklung und Macht des Lehnwesens Jahrhunderte lang in unausgesetztem Kampfe mit den Vasallen, — und die Curie wußte den weitgehendsten Vortheil daraus zu ziehen.

Diese Zeit ist bei allem kirchlichen Bestreben, durch eine allgemeine Verwilderung der Sitten, selbst bei den Geistlichen, auf's Traurigste illustrirt; und der immer mehr wachsende Landbesitz der römischen Kirche brachte nicht nur unfähige und verderbte Männer auf den heiligen Stuhl, sondern war häufig genug Veranlassung, daß der „Stellvertreter Christi" erst durch Hinterlist, Gewalt und Mord zu seinem Ziele gelangte. An der Erwählung der Päpste nahmen, wie bereits angedeutet, anfänglich nicht nur die Geistlichen, sondern auch der Adel und das Volk von Rom Theil. Da aber die Ersteren meistens durch verwandtschaftliche Verhältnisse, Volk und niederer Adel aber durch empfangene oder gehoffte Wohlthaten an einige vornehme Familien geknüpft waren, so führten diese allein das Regiment in Rom, und die Papstwahl hing lange Zeit von ihrem mächtigen Einfluß ab. Selbst Frauen, und zwar solche, die sich durch ruchlose und ausschweifende Lebensweise brandmarkten, hatten bei der Ernennung der Nachfolger Petri, das entscheidende Wort zu reden. Bekannt sind in dieser Hinsicht die Markgräfin Theodora und ihre Töchter Theodora und Maria.

Diese Umtriebe erforderten ein thätiges Eingreifen der Kaiser in die Zustände des römischen Stuhls, aber leider gebrach es dem Reiche zuweilen an kräftigen Herrschern, und obgleich die ersten Versuche, das ganz entartete und verderbte Kirchenwesen zu reformiren, von den Kaisern ausgingen, gewann doch die Hierarchie durch die Schwäche der Regenten immer mehr Grund und Boden, bis ihr durch die gewaltigen Bestrebungen eines Gregor des Siebenten in der That auch eine neue Aera erschlossen wurde.

Kaiser und Papst.

Seid unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, es sei dem Könige, welcher der Höchste ist, oder dem Statthalter als den Gesandten von ihm zur Rache über die Uebelthäter und zur Bestrafung der Uebelthäter. Denn das ist der Wille Gottes, daß ihr mit Wohlthun verstopfet die Unwissenheit der thörichten Menschen, als die Freien, und nicht als hättet ihr die Freiheit zum Deckel der Bosheit, sondern als die Knechte Gottes. Ehret Jedermann. Habet die Brüder lieb. Fürchtet Gott. Ehret den König.

I. Pet. 2, 13—17.

„Die Kirche kann und darf sich nicht vom Staate trennen, wie sie sich überhaupt von gar Nichts trennen kann, was von Gott stammt. — Sie muß den Staat ehren als eine göttliche Veranstaltung zum Heile der Menschen. — Sie muß ihre Glieder anhalten, der Gewalt im Staate, so weit sie der göttlichen Ordnung entspricht, wegen Gott gehorsam zu sein. — Sie muß das Wohl des Staates fördern mit allen ihren geistlichen Mitteln, sich über geordnete Staatsverhältniße freuen und jede Zerrüttung des Staatswesens beklagen. — Sie muß endlich der Welt verkünden, daß wer sich unrechtmäßig der weltlichen Gewalt widersetzt, sich Gott selbst widersetzt und sich die Verdammung von Gott zuzieht.

Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz.

Am 28. Januar 814 starb Karl der Große im 72. Lebensjahre; — ihm folgte sein einziger ihn überlebender Sohn Ludwig der Erste, mit dem Beinamen „des Frommen", der von des Vaters energischem, that-

kräftigem Wesen Nichts ererbt hatte. Während seiner langdauernden Zwiste mit seinen Söhnen und dieser unter sich, erschien eine Sammlung päpstlicher Briefe, welche offenbar gefälscht waren, — die sogenannten Pseudo-Isidorischen Dekretalen. Das Entstehen dieser welthistorisch wichtigen Schriftsammlung war lange Zeit in Dunkel gehüllt, bis denn im 15. Jahrhundert einiges Licht in die Sache kam, und es keinem Zweifel mehr unterliegen konnte, daß derselben nicht weniger als 95 gefälschte Papstbriefe, angeblich aus den frühesten Jahrhunderten, untergeschoben waren. Schon beim Erscheinen dieser Decretalbriefe erhoben sich gerechte Zweifel über die Aechtheit derselben, doch ist jener Geschichtsepoche überhaupt so sehr das Brandmal der Urkundenfälschungen aufgedrückt, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn selbst Papst Nicolaus der Erste dieselben als ächt anerkannte, wiewohl er selbst daran zweifelte.

Nicolaus der Erste war der erste Papst, der sie kennen lernte, und sie sogleich auch recht gut auszunutzen verstand.

Die Geschichte dieser so wichtigen Urkundensammlung ist kurz folgende.

Der spanische Bischof, Isidor von Sevilla, hatte im 7. Jahrhundert ein wohl schon vorhandenes Rechtsbuch für die spanische Kirche neu überarbeitet. Dasselbe enthielt eine Zusammenstellung von Concilienbeschlüssen und päpstlichen Briefen, nach welchen man in zweifelhaften Fällen in der Kirche endgültig entschied.

Die Isidorische Sammlung wurde überall eingeführt, und gelangte alsbald zu großem Ansehen.

Da erschien um die Mitte des 9. Jahrhunderts mit einem Male eine ganz neue Zusammenstellung von päpstlichen Briefen und Concilienbeschlüssen, Aechtes und Ge-

fälschtes neben einander. Wer der Verfasser dieser gefälschten Urkunden war, ist unaufgeklärt geblieben; doch vermuthet man, sie seien unter dem Einfluß des Erzbischofs von Rheims ausgefertigt worden, und sollten die Kirche gegen die Eingriffe der weltlichen Großen sicher stellen.

Ein mainzer Geistlicher, Benediktus Levita, fand im Archiv der Mainzer Kirche ein Exemplar des Isidorischen Rechtsbuches, und merkte nicht, daß es mit einer Menge untergeschobener Urkunden vermehrt war, — und da er sich gerade mit einer Sammlung der Kapitularien Karls des Großen und seines Sohnes Ludwig, in welche er auch noch andere Gesetze und Verordnungen aufnahm, beschäftigte, so fügte er arglos diese falschen Concilienbeschlüsse und päpstlichen Briefe als echt in dieselbe ein. Benediktus Levita sagt: „Erzbischof Rikulf († 814) hat diese Capitula im Archiv verborgen, und Autkar, sein zweiter Nachfolger und Verwandter, hat sie dort wieder aufgefunden.“

Genug, dieser „falsche Isidor“ war eine unberechenbare Handhabe der Päpste in dem Bestreben, die Geistlichkeit von dem Einflusse der weltlichen Macht zu befreien und derselben im Papste ein selbstständiges Oberhaupt zu geben.

Die falsche Isidorische Sammlung drang nicht nur überall ein, sondern verdrängte selbst die ächte Sammlung. Ja man hielt die letztere sogar für unvollständig, weil die eingeschmuggelten Dekretalen darin fehlten. Die Folge davon war, daß es bald keine andere mehr gab, als die pseudoisidorische Sammlung, d. h. die unächte.

Nach diesen letzteren waren die päpstlichen Rechte bedeutend größer, als man bisher erkannt hatte; nach ihnen war die Sorge für die gesammte Kirche von Gott dem römischen Stuhle anvertraut. — Die Päpste wurden als

die höchsten Gesetzgeber, Richter und Verwalter der Kirche bezeichnet und hatten als solche, die Amtsverrichtungen der Metropoliten und Bischöfe canonisch zu überwachen und zu leiten. Kein Mitglied der Kirche durfte vor einem weltlichen Gerichte angeklagt oder von diesem verurtheilt werden; die Kirche allein ist Richterin; in letzter Instanz der römische Stuhl; — der Staat steht unter der Kirche. Die wichtigsten Angelegenheiten der Bischöfe und die höchsten kirchlichen Fragen können nur in Rom entschieden werden.

Seit Nicolaus dem Ersten stützten sich Bischöfe und Päpste in ihren Ansprüchen auf den falschen Isidor. Schon im 9. Jahrhundert äußerten die französischen Bischöfe ihre Zweifel gegen die Aechtheit; allein da sie sich selbst schon darauf berufen hatten, erklärte Nicolaus der Erste: „Ihr selbst beruft euch ja auf sie, wenn es gilt, eure Zwecke zu erreichen. Blos hier verwerft ihr sie, damit die Macht des apostolischen Stuhles nicht aufkomme." — Papst Nicolaus der Erste wußte also sehr wohl, daß den sogenannten Pseudo-Isidorischen Dekretalen falsche Urkunden untergeschoben waren, da es aber gerade diese, und ausschließlich nur diese waren, vermittelst derer das Ansehen des römischen Stuhls nach Wunsch gefördert werden konnte, so erklärte er sie kurzerhand für ächt; und die Welt hatte sich danach zu richten.

Bis in's 9. Jahrhundert war, nach dem Glauben der Zeit, die Kirchengewalt den Bischöfen von Gott anvertraut, und ihre oberste Vollziehung gebührte nur der allgemeinen Versammlung dieser Würdeträger (Synodus), welche gerade wegen ihrer Allgemeinheit die Eingebung des heiligen Geistes darstellte und demnach für unfehlbar oder untrüglich galt. Die allgemeinen Versammlungen der Bischöfe standen nach solchen Grundsätzen über dem Papste, und letzterer mußte bei ihnen

Recht nehmen; — und selbst noch Papst Nicolaus der Erste mußte geschehen lassen, daß ihm die Erzbischöfe von Cöln und Trier bei einer Gelegenheit aufs unzweideutigste erklärten: „Du sollst wissen, daß wir nicht Deine Kleriker sind, wie Du Dich rühmst. Deinen Urtheilsspruch gegen uns verachten und verwerfen wir und verbannen Dich aus unserer Gemeinschaft.“ — — — Und Bischof Arnulf von Orleans sprach 991 vor den versammelten Bischöfen Frankreichs von den Päpsten seiner Zeit: „Sollen jene Ungeheuern (!!), die aller Schande und Barbarei voll sind, so viele gelehrte und tugendhafte Priester Gottes auf der Welt unterworfen sein? Wollen wir nicht vielmehr die trefflichen Bischöfe in Belgien und Deutschland um Rath fragen, statt einen Richterspruch von diesem Rom zu erwarten, das jedem Käufer feil ist und seine Urtheilssprüche nach der Masse des gebotenen Geldes abwägt?“ —

Nach dem frühen Aussterben des Geschlechts Karls des Großen in Italien, war dieses herrliche Land durch blutigen und verworrenen Wechsel der Herrschaft, durch ununterbrochene Fehden der Geschlechter, durch priesterliche und weltliche Ehrsucht, — und durch Weiberränke und Männerschwert, der äußersten Zerrüttung preisgegeben. Der römische Bischofsstuhl war damals ohne den geringsten Einfluß auf politische Verhältnisse, da er sich thatsächlich in einem Zustande tiefster Erniedrigung befand.

So machte, wie schon im vorigen Abschnitt erwähnt, eine vornehme römische Frau, die Markgräfin Theodora, an der Spitze einer die Stadt beherrschenden Adelspartei, mit ihren Töchtern, welche in zügelloser Unkeuschheit und

Frechheit der Mutter gleich waren, fast fünfzig Jahre hindurch ihre Freunde und Liebhaber, Söhne und Enkel, nach Laune und Willkür zu Päpsten, so daß die schändlichsten und lasterhaftesten Menschen den Stuhl des Apostel Petrus einnahmen. Auf diese Art war Papst Johann X. auf den apostolischen Stuhl gekommen. Er rief, durch die Saracenen im Süden bedroht, den Markgrafen Berengar zur Hülfe und krönte ihn 916 zum Kaiser. Als 950 der italienische König Lothar, wahrscheinlich in Folge einer Vergiftung, starb, ließ sich ein Enkel dieses Berengar, zum König von Italien krönen, und wollte, um die durch Gewaltthat erworbene Krone auf seinem Haupte zu befestigen, Lothar's Wittwe, die schöne reichbegabte Adelheid, zwingen, seinem Sohn Adalbert die Hand zu reichen. Die edle Frau war zu dieser Verbindung nicht zu bewegen, und wurde daher auf der Burg Garda in einem einsamen Thurme gefangen gehalten, bis es ihr durch Hülfe eines Geistlichen gelang, unter vielen Gefahren nach dem Schloß Canossa zu entfliehen. Aus diesem Zufluchtsorte wandte sie sich an den mächtigen König der Deutschen, Otto den Ersten, bot ihm mit ihrer Hand auch ihre Erbansprüche an und forderte ihn zugleich zur Vertheidigung derselben auf. Otto, der kurz vorher im Reich Frieden gestiftet hatte, unternahm gern diese Heerfahrt nach Italien, und ging schon 951 über die Alpen, verdrängte Berengar ohne großen Widerstand, wurde nach der Einnahme der Hauptstadt Pavia, als König von Italien ausgerufen, und vollzog um Weihnachten mit Adelheid seine Vermählung. Die Römer mußten ihm schwören, daß sie niemals, außer mit Zustimmung und Wahl ihres Herrn, des Kaisers Otto des Ersten und seines Sohnes Otto des Zweiten, einen Papst wählen und einsetzen wollten.

Zehn Jahr später riefen den Kaiser neue Ereignisse nach Italien. Berengar, dem er s. Z. großmüthig die Markgrafschaft Verona gelassen hatte, mißbrauchte vielfach die ihm noch gewährte Gewalt, und bedrängte den Papst Johann den Zwölften so, daß dieser sich gezwungen sah, die Hülfe des deutschen Königs, Otto des Ersten anzurufen. Der Herrscher folgte dem Ruf und rückte 961 mit einem mächtigen Heer aus allen Theilen Deutschlands über Trident in Italien ein. Schon an der Klause jenseit des Brenner wurde Berengar von seinem Heer verlassen, und sein Gegner rückte ohne Widerstand durch Oberitalien allenthalben mit allgemeinem Glanz empfangen. Im Januar 962 hielt er seinen Einzug in Rom und wurde dort am 2. Februar mit seiner Gemahlin vom Papste Johann dem Zwölften, als Kaiser gesalbt. Ueber den Eid, welchen er bei dieser Gelegenheit ablegte, ist eine Urkunde erhalten, in welcher er verspricht, den Papst aus allen Kräften zu schützen, in Rom ohne seine Zustimmung keinen Beschluß zu erlassen, der das Kirchenoberhaupt und seine Römer betreffe, endlich alles, was von dem Lande des heiligen Petrus in seine Hände kommen sollte, dem heil. Stuhl zu übergeben.

Man hätte denken sollen, daß der Papst durch die gebotenen Vortheile zufrieden gestellt, und dem Retter aus schwerer Bedrängniß dankbar sein werde, doch war dem nicht so; — und Otto der Erste hatte noch nicht Italien verlassen, als derselbe Papst, der kurz vorher seine Hülfe in Anspruch genommen, Johann d. Zwölfte, sich verrätherisch auf die Seite der Gegner Otto's stellte, so daß dieser gezwungen war, mit Heeresmacht gegen Rom zu ziehen. Der Papst wurde abgesetzt; sein Anhang dagegen widersetzte sich fortwährend mit Waffengewalt,

und das Reichsoberhaupt mußte so vier volle Jahre, bis 965, unter Kampf und Mühen in Italien verweilen.

Der Kaiser berief während dieser Zeit (963) ein Concilium von deutschen und italienischen Bischöfen zusammen, um über den mittlerweile entflohenen Papst Recht zu sprechen. Die Anklage ging dahin, „daß der Nachfolger Petri einst einen Diakonus im Pferdestall ordinirt, daß er mit seinen Verwandten Blutschande getrieben, und den Lateran zu einem Hurenhause gemacht, daß er einen Geistlichen durch Blendung, einen Andern durch Entmannung ums Leben gebracht habe.“ Da Johann der Zwölfte zur persönlichen Verantwortung nicht erschienen war, und er statt dessen aus seinem Schlupfwinkel in Campanien mit Bannbullen drohte, so erklärte ihn das Concilium für abgesetzt, und erwählte seinen Archivar, der den Namen Leo des Achten annahm, zu seinem Nachfolger.

Doch mußte Otto der Große auch späterhin wiederholt nach Rom, um die treulosen Römer zu züchtigen, welche den nach Leos Tod (965) erwählten Johann d. Dreizehnten vertrieben hatten.

Die Römer gehorchten nur so lange, als der Kaiser mit seinem Heere zugegen war; — nach seinem Abzug begann vom Neuen wieder der Kampf der Parteien. Der päpstliche Stuhl wurde erkämpft, erkauft und verkauft; es folgten Päpste und Gegenpäpste, welche sich theilweise durch die schlechtesten Mittel, durch Bestechung, Intriguen und List, auf den apostolischen Stuhl emporgeschwungen hatten.

Otto der Große starb 973, und sein Sohn Otto der Zweite übernahm ohne Widerspruch zu erwecken, die Erb-

schaft seines Vaters, folglich auch das nimmer beruhigte Italien.

Es war als ziehe das Südland, wo die Goldfrucht im dunkeln Laube glüht, die Söhne des Nordens immer wieder zu sich herüber, daß sie ihre Kraft in nutzlosen Kämpfen vergeudeten, anstatt sie gegen die feindlich gesinnten Nachbarn zu kehren. Und die Söhne deutscher Erde kämpften und bluteten in Italien für ein Phantom, das dem theuren Vaterlande nimmer zum Segen und Heile gereichen konnte, und welches in der That auch nur Unheil und Verderben auf Jahrhunderte hinaus brachte.

Als Otto der Zweite die Regierung antrat, wütheten die schrecklichsten Parteikämpfe in Rom und Mailand. Hier hatte das Volk den Erzbischof, dort den Papst Benedikt den Siebenten vertrieben.

Der König erschien 980 persönlich in Italien, besiegte die Empörer; — und starb, noch einem unglücklichen Feldzug nach Unteritalien, kaum acht und zwanzig Jahre alt, in Folge einer heftigen Krankheit am 7. December 983 plötzlich in Rom. Er hinterließ nur ein dreijähriges Knäblein, Otto den Dritten, den man schon wenige Monate zuvor auf dem glänzenden Reichstage zu Verona zu seinem Nachfolger ernannt hatte. Seine Mutter, die „weise Theophania“, verwaltete in seinem Namen das Reich mit Umsicht und Geschick.

Als der Knabe unter der Leitung des sanften und gelehrten Willigis, Erzbischofs von Mainz, und der drei größten Gelehrten ihrer Zeit, des Bischofs Bernward von Hildesheim, Meinwarks von Paderborn und des berühmten Gerbert von Rheims, heranwuchs, und seine Seele mit Liebe zur Wissenschaft und zur Tugend erfüllt wurde, da richteten sich seine Blicke mit besonderer Vorliebe nach dem schönen Italien.

Er glaubte die deutsche Herrschaft in Italien dadurch am besten zu behaupten, daß er nach dem Tode Johannes des Fünfzehnten (996) die Wahl eines Deutschen zum Papste beschloß, und durch den Erzbischof Willigis von Mainz den jungen Bruno, Enkel des verstorbenen Frankenherzogs Konrad, unter dem Namen Gregor des Fünften zu Rom einführen ließ. Von ihm erhielt er bald darauf Salbung und Kaiserkrone.

Kaum aber hatte der Kaiser Rom verlassen, so rief der mächtige Crescentius, der damals als Consul an der Spitze der Bürgerschaft stand, das Volk zu den Waffen, verjagte den deutschen Papst und erhob Johann den Sechzehnten auf den heiligen Stuhl.

Auf die Nachricht von diesen Vorfällen kehrte der jugendliche Herrscher 998 mit Heeresmacht zurück, drang mit stürmender Hand in die Stadt ein, wo sich die erschreckten Aufrührer vergeblich zu bergen suchten. Den neuen Papst erschlug das erbitterte Volk auf der Flucht, Crescentius aber und andere Rädelsführer starben nach gerechtem Richterspruch durch Henkershand.

Der junge Kaiser hatte das goldne Rom lieb gewonnen! — er kam noch mehrmals dahin, und überhäufte das Volk mit Wohlthaten. Er hatte sogar die Absicht, seinen dauernden Wohnsitz dort aufzuschlagen, — es sollte die Hauptstadt eines neuen römischen Reiches werden, das er aufzurichten gedachte; allein die wankelmüthige Menge begriff den großartigen Plan nicht. In einem wüthenden Auflauf bestimmte sie den Herrscher in seinem Palaste drei Tage lang zu bleiben, und würde ihn ermordet haben, wäre nicht endlich ein kaiserlicher Heerhaufen zu Hülfe gekommen. Vor den scharfen Schwertern der Deutschen zerstäubte der römische Pöbel, der junge Kaiser sah ein, daß hier nicht

mehr ein altrömisches thatkräftiges Geschlecht, sondern nur eine zusammengelaufene, zu Aufruhr und Verrath geneigte Menge Wohnung aufgeschlagen habe. Er verließ daher die undankbare Stadt, nachdem er vorher seinen geliebten Lehrer Gerbert unter dem Namen Sylvester der Zweite auf den apostolischen Stuhl erhoben hatte. Große Entwürfe bewegten seine Seele, vielleicht Entwürfe von einem Gottesreich, wie es Karl der Große beabsichtigt hatte.

Er war aber nicht der Mann, dieselben auszuführen und das Schicksal entzog ihn den herben Enttäuschungen, die ihn erwarteten, denn er starb auf dem Wege nach Ravenna, wahrscheinlich an einer frieselartigen Krankheit, nicht aber an Gift, das ihm nach völlig unglaubhaften Nachrichten Stephania, die Wittwe des Crescentius, gereicht haben soll.

Viel edles deutsches Blut war bis dahin in Italien geflossen, obgleich unter den Ottonen meistens deutsche, befreundete Päpste den römischen Stuhl einnahmen. Unser Vaterland sollte aber freilich noch mehr theure Opfer der unseligen Begierde nach der Herrschaft über das Südland bringen.

Erst 22 Jahre war Otto der Dritte alt, als er in's Grab sank. Er hinterließ keine Kinder, aber es war noch ein Urenkel von dem ersten Heinrich vorhanden, nämlich Herzog Heinrich der Zweite von Bayern. Derselbe wurde, als der letzte sächsische Fürst sogleich von den Sachsen anerkannt. Erst später erlangte er, nicht ohne Mühe und Kampf auch die Anerkennung der übrigen Stämme. Er hatte einen schweren Krieg gegen den Polenherzog Boleslaw, dann zog er, obgleich in Deutschland noch viel Unruhe herrschte, nach Italien, wo sich Markgraf Harduin von Ivrea zum König aufgeworfen hatte. Vor den deutschen Waffen mußte derselbe weichen; allein als sich Heinrich der Zweite in Pavia die eiserne Krone der Longobar-

den auf's Haupt setzte, stürmten die wüthenden Bürger seinen Palast. Indessen ward er, wie einst sein Vorgänger in Rom, durch sein Kriegsheer befreit, die Stadt aber mußte für den Aufruhr schwer büßen, indem das siegreiche Kriegsvolk mit Feuer und Schwert wüthete.

Auf einem zweiten Zuge nach Italien erlangte er die Kaiserkrone in Rom, zugleich überreichte ihm der Papst Benedikt der Achte den Reichsapfel als Symbol der Weltherrschaft.

Heinrich hatte in Deutschland viel Mühe und Noth mit den unbotmäßigen Vasallen, indessen als der Papst selbst nach Deutschland kam und ihn flehentlich um Hülfe gegen die in Unteritalien eingerückten Griechen anrief, unternahm er die dritte Heerfahrt nach Italien, und es gelang ihm in der That, die Feinde der Kirche und des Reiches zurück zu schlagen. Er kehrte darauf nach Deutschland zurück, wo er sich mit frommen Werken, mit Stiftungen von Klöstern bis an seinen 1024 erfolgten Tod beschäftigte.

Das sächsische Kaiserhaus hatte mit dem ersten Heinrich ruhmvoll begonnen, mit dem letzten schwach und ohne bedeutende Erfolge geendigt, denn derselbe hinterließ keine Kinder. Sofort traten die Fürsten und Edlen nach den Hauptstämmen, am Rhein, zur neuen Kaiserwahl zusammen. Diese fiel wieder auf den fränkischen Stamm, in welchem zwei edle Männer durch körperliche und geistige Vorzüge hervorragten, Beide des Namens Konrad, der eine als Herzog, der andere, mit dem Beinamen: „der Salier,“ als Graf mit reichen Besitzungen begabt, und allem Volke wohlbekannt. Sie gelobten einander mit deutscher Treue, daß sie, wie auch die Wahl ausfallen möge, in fester Eintracht mit einander bleiben wollten. Und so geschah es; der Herzog selbst wählte seinen Vetter, den Salier, und alle Stimmen vereinigten sich mit der seinigen.

Konrad der Zweite, genannt der Salier, war eine echt deutsche, kernige Natur, die alle entgegenstehenden Schwierigkeiten sicher zu überwinden und das Staatsruder mit starker Hand zu lenken verstand. Seine Zeitgenossen erzählen nur Rühmliches von ihm. Auf seinem im Jahre 1026 erfolgten Römerzug bezwang er mit starker Hand verschiedene Unruhstifter, empfing in Rom ohne Widerstand, und in Gegenwart anderer gekrönter Häupter, die Kaiserkrone, und ertheilte endlich dem Normannen-Herzog in Unteritalien die Belehnung für seine Besitzungen. Ebenso energisch bewies er sich in Deutschland, wo er Raubritter züchtigte, und Ruhe und Ordnung herstellte. Er erwarb endlich das Königreich Burgund, und zwang die trotzigen Polen zur Anerkennung seiner Oberherrschaft.

Ihm folgte ohne Widerrede 1039 sein zweiundzwanzigjähriger Sohn Heinrich der Dritte. Seine Zeitgenossen rühmen Kraft und Würde, Geist und Tugend an ihm, und preisen seine Kenntniße als Feldherr und Staatsmann. Er war eine edle, aber auch stolze, gebieterische Natur, so recht der Mann, der für jene Zeit sich eignete, der bei längerem Leben die Verfassung vielfach verändert, und vielleicht alle Stürme der Folgezeit dadurch abgewehrt hätte. Das Streben des jungen, thatkräftigen Königs war zunächst dahin gerichtet, das Ansehen der Nation auf eine starke Reichsgewalt zu gründen, weßhalb er vornehmlich die Unterwerfung des hohen Adels, die Verbesserung der Sitten, und die Herstellung eines guten Rechtszustandes in's Auge faßte.

Wie viel mußte und konnte die Welt von einem solchen Herrscher hoffen! — „Sei gegrüßt, Heinrich!" — ruft ihm Wipo zu — „du, der sicherste Hafen der Völker in unseren Tagen, der Friede des Erdkreises, die starke Schutzwehr der Welt!"

Das Christenthum hatte, wie bei wenig anderen Völkern damaliger Zeit, im Gemüth der Deutschen wirkliche Wurzeln gefaßt; und seinen Priestern zollte man große Verehrung; allein diese waren mittlerweile zu fürstlichen Besitzthümern gelangt, und ein Theil von ihnen kannte kein höheres Streben als das nach immer größerem Erdengut, um sich schnöden Ausschweifungen und Wohllüsten hinzugeben, und das Himmelsgut, das sie besitzen und den Menschen mittheilen sollten, bekümmerte sie nicht mehr. Nützliche Wirkungen der christlichen Religion wurden auf diese Weise fast ganz unmöglich gemacht. Es wird sogar berichtet, daß es unter der hohen Geistlichkeit und selbst in den Klöstern unwürdige Menschen gab, die das Heilige zum Gegenstand schnöden Spottes machten.

Es war natürlich, daß sich diese Unsitte in weiteren Kreisen, und mehr oder weniger in allen Schichten der Bevölkerung verbreitete. Man beobachtete freilich noch die religiösen Gebräuche, aber nicht aus lauterem, frommem Sinn, sondern aus Heuchelei und mit hohlem äußerem Gepränge, um den gemeinen Mann zu täuschen und das eigene Ansehen zu erhöhen. Und so setzte sich unausbleiblich im Innern des Staatslebens ein giftiger Krebsschaden fest, der alle Schichten der Gesellschaft verpestete.

Dazu kam noch ein, in seinen Folgen gleich großes, wenn nicht noch schlimmeres Unwesen, die allgemein gebräuchlich gewordene Käuflichkeit der kirchlichen Würden, die „Simonie"*) genannt.

---

*) Dieser Namen verdankt seinen Ursprung jenem Zauberer Simon, welcher nach der Apostelgeschichte Petrus Geld bot, damit „so er Jemandem die Hände auflege, derselbe den heiligen Geist empfahe," und welchen Petrus anfuhr: „daß du verdammt seiest mit deinem Gelde!"

Diese Simonie hatte in Deutschland einen weniger ergiebigen Boden gefunden, als in Italien, wo sie in voller Blüthe stand. Sie muß sich aber schon sehr frühe in der Kirche eingeschlichen haben, denn wir finden in den ältesten Zeiten Schriften der Kirchenväter und auch Concilienacten, worin gegen diesen Mißbrauch geeifert und eingeschritten wird. Die Bischöfe ließen sich für die Ertheilung der niedern Weihen von den Geistlichen bezahlen, und in Mailand hatte man sogar eine bestimmte Taxe festgesetzt, wonach der Subdiakonus 12, der Diakonus 18 und der Presbyter 34 Gulden zu bezahlen hatte. Dieser Mißbrauch war nicht blos an sich verwerflich, sondern er benahm auch den unbemittelten, aber talentvollen und würdigen Geistlichen die Aussicht auf Beförderung zu höheren Stellen. — Selbst heutigen Tages müssen katholische Priester bei manchen Beförderungen erhebliche Gebühren an den Bischof entrichten, und der Staat fordert von den neu angestellten Beamten eine angemessene Stempel-Taxe.

Zu Heinrichs des Dritten Zeit war das Verhältniß natürlich ein anderes wie jetzt; seine Gehässigkeit und Verwerflichkeit lag in dem Umstande, daß der Bischof bei solchen Gelegenheiten die Summe, mit welcher er wider das Gesetz dem Erzbischof die Ordination bezahlt hatte, von dem niedern Klerus, den Presbytern und Diakonen, wieder herauszupressen suchte, und schließlich die Einsegnungen von Aebten, von Kirchen und Altären, ausbeutete, um seinen Seckel zu füllen. — Dieser Art der Simonie waren in Italien und Frankreich fast alle Bischöfe ergeben.

Aber auch die Herrscher vergingen sich, gleich der höheren Geistlichkeit, und versteigerten nicht selten die Bisthümer und Abteien, wie die Bischöfe die unteren kirchlichen Stellen. So wurde natürlich das Kirchenamt mehr und mehr zu einem Privilegium der Hofgunst und des Wohl-

standes, und die Schwelgerei des Reichthums erstickte im Klerus nur allzuhäufig jede Empfänglichkeit für die göttlichen Dinge.

Dem jungen Kaiser war es aber Ernst mit der Religion. Er wollte Priester haben, die im Sinne der Apostel ihr Amt verwalteten; darum stürzte er, um mit dem Cardinal Petrus Damianis zu reden: „die fluchwürdigen Götzenbilder." — „Nächst Gott, hat Kaiser Heinrich uns aus dem Schlunde des unersättlichen Drachen gerettet," ruft er aus.

Während der Kaiser den Bischöfen des Reichs wiederholt einschärfte, die Simonie zu unterlassen, sprach auch der ihm gleichgesinnte Papst Clemens sogar über alle den Bann aus, welche sich künftighin für Kirch- und Altardienst, für Ordination der Diakonen und Presbytern, für Vergebung von Abteien und Propsteien bezahlen ließen.

Er, der christliche Herrscher, verlangte eine praktische Uebung der religiösen Gebote, und als Folge davon Reinheit des sittlichen Lebenswandels. Die allgemein gewordenen Ausschweifungen der Geistlichen und deren Heuchelei waren ihm ein Greuel. Er faßte daher den großartigen Gedanken, eine Reformation der kirchlichen Verhältnisse durchzuführen, die er zunächst in die Hand des Kirchenoberhauptes legen wollte. Doch kam ihm hierbei nicht in den Sinn, dem Papste irgend welches Uebergewicht über die königliche Macht einzuräumen, — er war vielmehr fest entschlossen, und hat es gleich nach seinem Regierungsantritt außer allen Zweifel gesetzt, aller und jeder Anmaßung der Päpste mit Entschiedenheit entgegen zu treten.

Ehe er mit kräftiger Hand in die christlichen Verhältnisse eingriff, übten die Päpste selbst ohne Scham und Scheu Simonie und waren, wie schon gesagt allen Aus-

schweifungen und Lastern so ergeben, daß man den Sitz der Nachfolger Petri einen „großen Sündenpfuhl“ nannte.

Unter der deutschen Geistlichkeit sah es nicht viel besser aus; man ahnte dort kaum, daß der schnöde Handel mit geistlichen Stellen, das Ansehen der Kirche untergraben und in dem Bewußtsein des Volks jedes religiöse Gefühl zerstreuen müsse.

Der Kampf gegen die verweltlichte Kirche, gegen den simonistischen Klerus, und die üppigen und faulen Mönche, das war die große Aufgabe, welche sich Heinrich der Dritte auf diesem verpesteten Gebiete gestellt hatte, und welche er in Angriff nahm, sobald es ihm die schwierigen Verhältniße in Deutschland erlaubten.

Diese Zeit trat im Jahre 1046 ein. — In Rom stritten damals zu gleicher Zeit mit Ränken und Waffen drei Päpste unter einander um die oberste Gewalt.

Im Herbst dieses Jahres trat also der Monarch mit mächtigem Heere seinen Römerzug an. Er erschien jenseits der Alpen mit der ganzen Würde eines mächtigen Reichsvorstehers. Sogleich rief er eine Synode nach Pavia auf den 25. October zusammen, und faßte mit 6 Erzbischöfen und 34 Bischöfen aus Deutschland, Italien und Burgund wichtige Beschlüsse über die Reform der Kirche. — Als er sich hierauf nach Piacenza begab, stellte sich einer der drei Päpste, Gregor der Sechste, an seinem Hofe ein, ihn um seinen Schutz wider die Gegenpäpste bittend; aber der König wollte nicht allein über die Anklagen, welche gegen die hadernden Päpste erhoben waren, entscheiden; und er berief daher abermals eine große Synode, und zwar nach Sutri; hier ward nun die große Reform begonnen, die ihm vorschwebte, und zwar zunächst an dem

Haupt der Kirche; denn nach seinem Vorschlage erklärte die Versammlung die drei Päpste für abgesetzt und erwählte einen deutschen Bischof, nämlich Suidger von Bamberg, der unter dem Namen Clemens der Zweite, den schon oben angeführten Ausspruch über die Simonie that, und darnach handelte.

Nach Erledigung der kirchlichen Angelegenheiten in Sutri zog Heinrich der Dritte mit den Bischöfen und seinem ganzen Heere nach Rom, das er ohne Schwertstreich betreten konnte, und wo ihm nebst seiner Gemahlin Agnes am Weihnachtsfeste (25. Dezember 1046) in der Peterskirche der neue Papst die Kaiserkrone aufs Haupt setzte.

Sobald Papst Clemens der Zweite, in seiner Stellnng befestigt war, kehrte Heinrich der Dritte ungesäumt nach Deutschland zurück, wo ihn die Händel in Ungarn aufs Neue in Anspruch nahmen.

Unterdessen war der neue Papst ein stiller, frommer und wohlwollender Mann, bestrebt, sich auch die Römer zu Freunden zu machen, und die Kirche von den großen Schäden der Zeit zu reinigen. Schon gleich zu Anfang des Januar 1047 berief er eine große Synode nach Rom, auf der durchgreifende Beschlüsse gegen die Simonie für die ganze abendländische Kirche gefaßt wurden. Von dem Tage an, da er den Handel mit geistlichen Stellen bei Strafe des Bannes verbot, begann eine neue kirchliche Ordnung. Inmitten seines rastlosen Strebens, die Mißstände der Kirche zu heilen, starb er jedoch schon am 9. October desselben Jahres in dem kleinen Kloster des heiligen Thomas am Flüßchen Aposella im Apennin, wie Einige behaupten — an Gift.

Sogleich begann man an der Macht des Kaisers in Italien zu rütteln; wohl weniger zu Rom, als von Seiten des greisen Markgrafen Bonifazius von Toskana,

der schon längst dem wachsenden Einflusse der Deutschen Gram war, und nun zunächst den apostolischen Stuhl von ihrem Einfluße zu befreien trachtete. Er nahm sich daher des auf der Synode zu Sutri abgesetzten Papstes Benedikt des Achten an, führte ihn aus seinem bisherigen Aufenthaltsorte Tusculum nach Rom, und setzte ihm abermals die päpstliche Krone aufs Haupt. Indessen zwang ihn ein drohender Mahnbrief des Kaisers, seinen Schützling wieder aus Rom zu entfernen.

Dagegen erkannten Geistlichkeit, Senat und Volk in Rom die löbliche Absicht ihres weltlichen Oberhauptes, und schickten ihm — wie die römischen Annalen erzählen — „Boten und Schreiben, wie Knechte an den Herrn, Söhne an den Vater, damit er einen keuschen, gütigen Hirten von reinen Sitten gebe für die heilige römische Kirche und die ganze Welt." — — Man sieht, die Chronisten jener Zeit zogen das Recht des deutschen Königs zur Erinnerung des Papstes gar nicht mehr in Zweifel, sondern erwähnen den ganzen Vorgang als eine Sache, die sich von selbst versteht.

Heinrich der Dritte ernannte den Bischof von Brixen zu Clemens des Zweiten Nachfolger; derselbe wurde in Rom mit großen Ehren empfangen, und nannte sich Damasus der Zweite. — Aber er überlebte seine Wahl nur wenige Wochen, und Heinrich besetzte abermals den apostolischen Stuhl, indem er einen seiner Verwandten, den Bischof Bruno in Toul, aus dem Geschlechte der Grafen Egisheim im Elsaß, zum Oberhaupt der Kirche ernannte. — Diese Wahl geschah, wie die vorige auf Antrag und Bitte der Römer.

Die Wahl der Päpste war somit dem Kaiser fast einzig und allein anheimgegeben, und nicht zum Nachtheil der Kirche hat er diese Gewalt geübt; denn durch

ihn gelangten jene Männer auf den päpstlichen Stuhl, die dem Unwesen in der Kirche mit aller Energie zu steuern suchten; bei der Geistlichkeit aber erregte diese kaiserliche Willkür natürlich große Bedenken, denn die Kirche mußte auf diese Weise mit der Zeit alle und jede Selbstständigkeit verlieren. So unwürdig und gemeinschädlich späterhin die Anmaßung der Päpste war, den Kaiser ein- und abzusetzen, so gefährlich war es andrerseits, die Ernennung des Kirchenoberhaupts der Staatsgewalt allein einzuräumen. Ein geistreicher Geschichtsforscher dieses Jahrhunderts macht in Bezug auf dieses Verhältniß die sehr richtige Bemerkung: „man durfte den Geistlichen keine Anmaßung in Staatssachen erlauben; allein innerhalb ihres Kreises gebührte der Kirche, unbeschadet des Aufsichtsrechts der Staatsgewalt, eine gewisse Selbstständigkeit."

Von dem edelmüthigen und maßvollen Heinrich dem Dritten war wohl keine Schädigung der Kirche und ihrer Diener zu befürchten, doch erregte sein, durch die Zeitverhältnisse gebotenes Verfahren bei den Geistlichen mancherlei Besorgnisse. — Ganz besonders aber fühlte sich dadurch ein Mann verletzt, der zwar noch keine hohe Würde in der Kirche bekleidete, sich jedoch schon durch hohe geistige Begabung, Entschiedenheit und unbeugsame Festigkeit des Willens hervorgethan und sich große Achtung erworben hatte; es war dies Hildebrand, der Prior des Benediktiner-Klosters zu Clugny, ein ehemaliger Zögling und Kaplan des abgesetzten Papstes Gregor des Sechsten, den er s. Z. nach Deutschland begleitet hatte.

Der neue Papst, Bischof Bruno von Toul, traf auf seiner Reise von Toul nach Rom im Jahre 1049 mit Hildebrand in Besancon zusammen, wohin sich derselbe mit seinem Abte zur Begrüßung des hohen Reisenden begeben

hatte, und hier soll der geistreiche Prior Veranlassung genommen haben, seine durch stilles Nachdenken und tiefes Forschen erlangten Ansichten über Herstellung der Würde und Macht der Kirche, dem Papste zu unterbreiten, was auf diesen einen solchen Eindruck machte, daß er sein prunkvolles Gewand ablegte und die Reise im schlichten Pilgerkleide fortsetzte.

In der That kam er barfuß und voll Demuth in Rom an, wo ihm das Volk unter Hymnengesang entgegen zog, und er am 12. Februar 1049, nachdem Klerus und Volk seine Wahl gebilligt, unter dem Namen Leo IX. den päpstlichen Stuhl bestieg. So war denn jetzt ein Blutsverwandter des Kaisers geistliches Oberhaupt der Christenheit, ein Mann von ausgezeichneten Gaben, weise, fromm und gelehrt. Die Kirche erhielt durch ihn neues Leben, und die fast schon im Keime erstickten Reformen machten unter seinem Einflusse und seiner Anregung die erheblichsten Fortschritte. Er war so recht ein apostolischer Mann, der allerwegen das Streben an den Tag legte, nach den Geboten des Evangeliums zu handeln; überall erwies er sich sanftmüthig, mitleidig und freigebig, ganz nach dem Vorbilde des Erlösers, der die Sünder nicht mit Fasten und Geißelung strafte, sondern ihnen sagte: „Gehet hin und sündiget hinfort nicht mehr.“

Im Einverständniß mit dem Kaiser entwickelte er persönlich eine Thätigkeit für die Reformen, wie kaum ein anderer Papst es gethan. Fast unausgesetzt war er auf Reisen, keine Mühe, keine Anstrengung scheuend, die verfallene Kirchenzucht wieder herzustellen. Er hielt Synoden zu Rom, Rheims, Mainz und Mantua, um überall selbst zu untersuchen, zu richten, zu bessern und zu strafen. Die erledigten Bisthümer besetzte er gemeinsam mit Heinrich

dem Dritten durch Männer von würdigem Character und Wandel.

Besonders merkwürdig war die große Kirchenversammlung zu Mainz 1050, auf welcher er selbst auf Verlangen seines kaiserlichen Schirmherrn zugegen war.

Der Letztere führte hier den Vorsitz, leitete und genehmigte die Entschließungen, die besonders gegen die Simonie gerichtet waren, und sich zugleich auf den sittlichen Lebenswandel der Geistlichen bezogen. Viele Würdeträger verloren auf diese Weise ihre Aemter, und stets suchte man an ihrer Stelle ehrbare Männer als Nachfolger zu gewinnen. Ueberhaupt wurden strenge Maßregeln gegen Sünden und Laster jeder Art festgesetzt. — Der Papst erschien bei dem ganzen Verfahren eigentlich nur als das Werkzeug des Kaisers, doch trugen diese Beschlüsse und deren energische Durchführung immerhin dazu bei, auch das Ansehen des heiligen Vaters zu vermehren.

Sicherlich beabsichtigte der wohldenkende Leo IX. nicht, die Kirchengewalt über den Staat zu erheben, allein aus mancherlei Umständen geht hervor, daß dennoch solche Bestrebungen vorhanden waren, wenn man auch Heinrich dem Dritten gegenüber nicht wagte, offen damit hervorzutreten. — Unter den Kardinälen war die Ansicht allgemein verbreitet, daß des Kaisers Macht über die Kirche unberechtigt sei; und auch Leo sagte im Eingang zu den Beschlüssen der Synode von Rheims 1049: „Niemand soll ohne Wahl durch den Klerus und das Volk ein Bisthum übernehmen." — Wenige Jahre später gab der Kardinal Humbert in seinem umfangreichen Werke gegen die Simonie Erklärungen über die Investitur, wie sie später durch Gregor den Siebenten nicht schärfer ausgesprochen worden sind.

Durch das gute Einvernehmen zwischen Kaiser und

Papst ist die für unsere Zeit so hochwichtige Thatsache bewiesen, daß sich die Kräftigung des Ansehens Beider sehr wohl mit einander verträgt, „wenn nur die staatliche Behörde die oberste Leitung in Händen behält."

So war denn die Kirchenreform endlich energisch in das Leben getreten, und der apostolische Stuhl, dessen Inhaber sich lange Zeit in den kirchlichen Verhältnissen gar nicht bemerklich gemacht hatten, war wieder mit seiner Autorität in der Person dieses wohldenkenden Papstes zur Geltung gekommen. Mit Leo IX. und auf dessen ausdrücklichen Wunsch kam auch jener Mann wieder nach Rom, der ihm zu Besancon begegnet war, und so nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht hatte, der s. Z. schon bei Gregor dem Sechsten nicht ohne bedeutenden Einfluß gewesen war, — der Prior Hildebrand. Sein kräftiges Eingreifen in die kirchlichen Verhältnisse offenbaret sich bei allen Vorkehrungen, die der Papst im Interesse der Kirche ins Leben rief.

Am 19. April, 1054 starb Leo der Neunte; und die Geistlichen in Rom baten abermals durch eine besondere Gesandtschaft, welche sie dieserhalb an den Kaiser entsendet hatten, um Ernennung eines neuen Kirchen-Oberhaupts. — Heinrich der Dritte — fromm und gerecht, wie er war — lehnte dies anfangs bescheiden ab; zuletzt gab er jedoch den wiederholten Bitten nach, und bezeichnete seinen ersten Minister, den Bischof Gebhardt in Eichstädt, als den Nachfolger Leos des Neunten.

Bischof Gebhard war eine hervorragende, hochgeachtete Persönlichkeit der Kirche, wohlerfahren in geistlichen und weltlichen Geschäften, und dem Kaiser persönlich von ganzer Seele zugethan, — in kirchlichen Dingen aber nichts-

destoweniger streng und fest, und ein Vertreter der Hildebrand'schen Ideen.

Er war ein würdiger Nachfolger Leo's des Neunten, — die geeignetste Persönlichkeit, wie W. v. Giesebrecht in seiner Geschichte der deutschen Kaiserzeit hervorhebt, „um in den Wirren des Augenblicks Kirche und Reich fest zu verbinden und zugleich beider Zukunft in Italien zu retten!"

Wie sehr sich aber schon in damaliger Zeit bei der Geistlichkeit die Ansicht eingelebt hatte, daß die Handlungsweise des Kaisers die Autorität der Kirche gefährde, geht aus den Worten hervor, welche Gebhard im Frühjahr 1055 bei Annahme der hohen Würde an den Kaiser richtete: „Siehe, ich ergebe mich gänzlich mit Leib und Seele dem heiligen Petrus, und obwohl ich weiß, daß ich jenes Amtes nicht würdig bin, so gehorche ich doch Eurem Befehl, nämlich unter der Bedingung, daß auch Ihr dem heiligen Petrus gebet, was ihm gebührt." — Heinrich nahm diese Worte huldvoll auf, und Gebhard ging, vom Kaiser geleitet, im Frühjahr 1055 nach Rom, wo er unter Zujauchzen des Volks als Victor II. den apostolischen Stuhl bestieg.

Er wirkte ganz im Geiste Leos des Neunten, veranstaltete in Florenz eine Kirchenversammlung, auf welcher man im Beisein des Kaisers die Gesetze gegen die Simonie, und andere Verordnungen der reformatorischen Richtung theils erneuerte, theils verstärkte. Er besuchte im folgenden Jahre den Kaiser selbst an seinem Hoflager zu Goslar, als die Normanen, die sich in Unteritalien festgesetzt hatten, die päpstlichen Besitzungen bedrohten.

Am 8. September 1056, dem Tage, auf welchen die Kirche den Geburtstag der Jungfrau Maria verlegt hatte, traf der Papst in dem Städtchen Goslar ein. Die glänzenden Vorbereitungen zu seinem Empfang wurden durch

wolkenbruchähnlichen Regen vereitelt, denn die Festgenossen, Kaiser, Papst und Volk, mußten sich durch eilige Flucht vor dem Unwetter zu bergen suchen. Der Unfall störte nun zwar die beabsichtigte Feier, allein fromme Leute meinten, der Himmel habe sein Mißfallen an diesem Schaugepränge zu erkennen gegeben, das sich für den ersten Diener der Kirche nicht zieme. Der Herr sei ja einst als schlichter Wanderer, reitend auf einem Eselein in Jerusalem eingezogen, so möge der Papst seinem Beispiel folgen.

Ein viel größeres Mißgeschick aber, als die verunglückte Feier war es, daß der Monarch selbst, der bisher so kraftvoll die Zügel der Regierung in Händen gehabt hatte, plötzlich an einem hitzigen Fieber erkrankte, und kurze Zeit nachher am 5. October 1056 starb. Er war erst 39 Jahre alt, und hatte in der kurzen Zeit seiner Regierung für Reich und Kirche mehr geleistet, als viele andere Regenten, denen eine lange Lebenszeit beschieden war.

An seinem Sterbebette stand eine ungewöhnlich große Zahl von geistlichen und wltlichen Fürsten; außer dem Papst Victor, und dem Patriarchen Gotebald von Aquilija, einst Heinrichs Kanzler, auch Bischof Gebhard von Regensburg, der ihm vor Kurzem noch nach dem Leben getrachtet hatte, und dem Heinrich der Dritte jetzt aus ganzem Herzen, wie er allen seinen Feinden verzieh. Letzterer war zwar der Oheim des sterbenden Herrschers, aber ihm lange Zeit feindlich gesinnt, so daß er ihm, wie man glaubte, selbst nach dem Leben trachtete. Allein der wahrhaft christliche Monarch richtete ihm verzeihend die Hand, und ebenso sprach er noch Worte der Versöhnung für alle, die öffentlich oder heimlich feindselig gewesen waren.

Mit einem großen Act vollständiger Amnestie beschloß

Heinrich seine segensreiche Regierung, nachdem er sein einziges Söhnchen, Heinrich den Vierten, noch einmal vom Papste und den anwesenden geistlichen und weltlichen Fürsten als Nachfolger hatte anerkennen lassen. — Seine Gemahlin, Agnes von Poitou, welcher nach dem Herkommen die vormundschaftliche Regierung zufiel, empfahl er aber noch ganz besonders der Unterstützung des Papstes.

Siebzehn Jahre hatte der große Kaiser das deutsche Reich regiert und neun Jahre die Kaiserkrone getragen; seine öffentliche Wirksamkeit war der Segen der Nation; sein Name war weithin im Abendlande ruhmvoll bekannt, und seine Zeit ist eine der denkwürdigsten in der deutschen Geschichte; — gesegnet bleibe daher der Name des edeln und großen Saliers, Kaiser Heinrichs des Dritten.

Heinrich IV.

bis zur Fahrt nach Canossa.

— So ist der schwache Mensch; erblindet
Ist ihm der Blick im Leidenschaften-Wahn!
Er schürt die Flamme an, und wenn die Gluth nun zündet,
Dann fragt er: Wer hat es gethan?

G. H. de Wilde.

Ein reicher Römer reiste um diese Zeit nach Goslar. Er kehrte in einem einsamen Dorfe ein um auszuruhen, und ließ sich die mitgebrachten Erfrischungen trefflich munden. Da hörte er plötzlich lautes Reden, dazwischen Wehklagen, und sah auch, wie dem einsamen Häusler, bei dem er eingekehrt war, Thränen in den Augen standen. Auf seine Frage nach der Ursache dieser Traurigkeit erfuhr er von einem seiner Begleiter, welcher der deutschen Sprache kundig war, man habe Nachricht erhalten, daß der allgeliebte Kaiser Heinrich der Dritte gestorben sei. — Wie sich hier die Trauer über den Tod des großen Mannes kund that, so war es der Fall im ganzen deutschen Reiche, wie Kardinal Humbert berichtet, der diesen Vorfall aufgezeichnet hat.

„Möchte Gott,“ fügte er seinem Berichte hinzu, „uns Fürsten geben, die gleich dem verlebten Kaiser sich selbst und ihre Unterthanen, die Armen und die Reichen, nach Gottes Rathschluß gerecht zu regieren vermögen, denn von dem neuerwählten sechsjährigen König haben wir lange Zeit ein solches Regiment nicht zu erwarten.“

Den schweren Verlust empfand wie das Volk, insbesondere die früh verwittwete Kaiserin. Sie schrieb an den Abt von Cluny:

„Meine Leier ist zur Trauer gestimmt, und wenn Ihr mir die größte Freude durch Euren Brief bereitet habt, so antworte ich Euch jetzt mit Seufzen und Wehklagen. Mein Herz, von Leid verzehrt, schaudert davor zurück, Euch mein ganzes Unglück zu schildern, und das eilende Gerücht wird Euch ohnehin davon unterrichtet haben. Empfehlet also mit Eurer Brüderschaft, ich bitte Euch, da Ihr meinen Herrn und Gemahl nicht habt im Fleische erhalten können, mindestens den Todten der Gnade Gottes und erwirket, daß Euer Pathe, der junge König, nun lange das ererbte Reich regiere und in Gottes Wegen wandele. Sollten überdies in den Euch benachbarten Gegenden seines Reichs sich Unruhen erheben, so suchet sie durch Euren Einfluß beizulegen.“

Die Leiche Heinrichs III. wurde nach Speyer gebracht, wohin sie der Papst Victor der Zweite selbst begleitete, und für eine, des großen Fürsten würdige Bestattung sorgte. Am 28. October, seinem Geburtstage, wurde er in dem noch unvollendeten Dom zu Speyer neben seinen Eltern beigesetzt.

Der Papst verweilte aus Liebe zu dem Hingeschiedenen noch einige Zeit in Deutschland, um die trauernde Wittwe

mit Rath und That zu unterstützen; — und in Wahrheit war auch seine Gegenwart, seine milde und versöhnende Wirksamkeit, um die widerstrebenden Geister zu beruhigen, von großem Erfolg begleitet. Petrus Damiani sagt sogar, der Herr der Heerschaaren habe die Rechte und die Macht des abendländischen Reiches in die Hände des heiligen Vaters gelegt. Diese Ansicht war allerdings weit verbreitet, allein in Wirklichkeit blieb die weltliche Regierung im Besitze der wohlgesinnten und verständigen Kaiserin und ihrer Räthe. Sie führte das Regiment mit Kraft und Weisheit, so daß es fast schien, als wenn des verblichenen Kaisers starke Hand noch immer in gewohnter Weise das Steuerruder lenke.

Nachdem der Papst nach Italien zurückgekehrt war, blieben frühere Verhältnisse bestehen. Nach seinem bald erfolgten Tode wurde sein Nachfolger Stephan X., zwar ohne Mitwirkung der Reichsregierung gewählt, allein er mußte doch nachträglich die Bestätigung einholen. Dagegen regten sich allmählich wieder die gährenden Elemente, die früher so zerstörend in die Ruhe und das Ansehen des Reiches eingegriffen hatten. Die stolzen und selbstwilligen Fürsten wollten nicht einer Frau unterthan sein. Ihre Widersetzlichkeit machte sich geltend, sie fochten unbekümmert um das kaiserliche Ansehen ihre Fehden aus. — Ungarn und Polen fragten nicht mehr nach der deutschen Oberhoheit, und endlich beschlossen, mehrere der gewaltthätigen Machthaber, namentlich Hanno von Köln, Otto von Nordheim und Ekbert von Braunschweig den nun zwölfjährigen König in ihre Gewalt zu bringen, und sich dadurch der vormundschaftlichen Regierung zu bemächtigen.

Die Kaiserin befand sich mit ihrem Sohne auf der Pfalz zu Kaiserswörth, einer Insel im Rhein. Sie hatte nur geringes Gefolge bei sich, da es ihr nur um einen

kurzen Aufenthalt zu thun war; — es überraschte sie daher, als eines Tages ganz unerwartet die drei genannten Fürsten mit zahlreichem Gefolge erschienen. Doch argwöhnte sie nichts Böses, denn man ging fröhlich zur Tafel, sprach reichlich dem Weine zu, und war guter Dinge. Der Knabe Heinrich war ganz besonders heiter und aufgeräumt. Nach der Tafel erging man sich im Garten, und Hanno brachte das Gespräch auf die besonders schöne Ausschmückung u. Einrichtung seines Schiffes, und ermunterte den unmündigen König, dasselbe zu beschauen. Leicht war der Knabe zu überreden, und erging mit Freuden auf den Vorschlag ein. Arglos betrat er das Schiff; kaum aber war er an Bord, so trieben die Ruderknechte das Fahrzeug in die Mitte des Stroms. Der königliche Knabe erschrack, und durchschaute sogleich den Anschlag. Der Geist des Vaters regte sich in ihm; verzweiflungsvoll stürzte er sich in die Fluthen des Rheins, um so das Ufer zu gewinnen. Graf Ekbert sprang ihm jedoch sogleich nach, und brachte ihn mit großer Mühe ans Schiff zurück. Nachdem die Verschworenen den Knaben mit Schmeichelreden, so gut sie konnten, beschwichtigt hatten, setzten sie ihre Fahrt nach Köln fort, während das Volk am Lande dem Schiffe folgte, und laut ausrief, dem königlichen Ansehen geschehe Gewalt, man habe verrätherische Absichten.

Hanno kam mit seiner kostbaren Beute glücklich in Köln an, und behielt nun den Knaben vorläufig in seiner Gewalt. Er war sich indessen wohl bewußt, daß er, nach der Ansicht jener Zeit, so lange nicht Herr in Deutschland war, bis er die Zeichen der höchsten Gewalt, die Reichskleinodien, in Händen hielt; und als kluger Mann hatte er diesen Umstand in Betracht gezogen und Sorge getragen, dieselben zu besitzen.

Der Prinzenraub hatte am königlichen Hof zu Kaisers-

wörth, wie sich denken läßt, die größte Bestürzung und die Verzweiflung der Mutter hervorgerufen, und die allgemeine Verwirrung, welche der Frevelthat folgte, benutzend, gelang es den zurückgebliebenen Verschworenen das Kaiserschwert, den Kaisermantel, Diadem, Reichsapfel, Zepter und die Lanze des heiligen Mauritius, auf ein zweites wohlbemanntes Schiff des Erzbischofs zu bringen, und unverfolgt das Weite zu suchen. Den Reichsinsignien folgte alsbald auch der ganze Hofstaat, „wie ein Bienenschwarm dem Waisel."

Aus dieser im Mai 1062 zu Kaiserswörth begangenen Frevelthat, die sich Heinrich tief in sein Gedächtniß einprägte, ist ihm und dem deutschen Reiche unsägliches Unheil erwachsen, — sie zog fünfzehn Jahre später die Schmach von Canossa nach sich.

Abt Ekkehard von Aurach fügt der Beschreibung dieser Begebenheit hinzu: „In welcher Absicht Erzbischof Hanno dieß gethan, oder warum Gott es zugelassen, vermögen wir nicht zu beurtheilen. Aber wir wissen sicher, daß daraus viel Unheil entstanden und später immer größer geworden ist. Denn damals fingen die Zustände an, die noch heute dauern: Bürgerkrieg im Reiche, Verwirrung in der Kirche, Zerstörung der Klöster, Verachtung des Klerus, Ausrottung aller Gerechtigkeit und Frömmigkeit."

Tief beleidigt, aber ohne für die ihr gewordenen Kränkungen Rechenschaft zu fordern, trat Agnes von dem Reichsregiment zurück*); die anderen Fürsten, die durch die Gewaltthat an Unabhängigkeit nur gewinnen konnten, traten gleichfalls gegen die Beschimpfung der Majestät nicht weiter auf.

Erzbischof Hanno war nunmehr das Haupt der Reichsverwesung; — da aber der Unwille der Nation gegen ihn und seine Mitverschworenen immer lauter und drohender wurde, so sah er sich schließlich genöthigt, den mit Recht erhobenen Vorwurf übermüthiger Herrschsucht von sich abzuwenden, und zu bestimmen, daß die Sorge für die Bildung des Königs jedesmal dem Bischof überlassen sein solle, in dessen Sprengel derselbe gerade Aufenhalt genommen. So war denn die Gesammtheit der deutschen Bischöfe Erzieher des schon an und für sich etwas verzogenen Knaben geworden.

Hanno leitete nunmehr die Erziehung des königlichen Knaben in einer Weise, wie er glaubte, daß der Beherrscher des großen Reichs künftig am besten regieren werde. Er sollte lernen, die geistlichen und weltlichen Fürsten achten, da er nicht ein unumschränkter Herrscher war, sondern auf den Reichstag die gebührende Rücksicht nehmen mußte.

---

*) Die Kaiserin Agnes scheint sich später mit dem Fürsten verständigt zu haben; sie hielt sich in Deutschland auf und besuchte zuweilen ihren Sohn in Köln, und blieb soweit dies möglich war, nicht ohne günstigen Einfluß auf denselben. Im Jahre 1065, nachdem sie 22 Jahre in Deutschland gelebt hatte, gedachte sie der Welt zu entsagen, nahm den Schleier, besuchte mehrere heilige Stätten Italiens und ging dann nach Rom. Hier war sie ihrem Sohn und dem deutschen Reich oft ein guter Engel, und suchte, wo sie konnte, den apostolischen Stuhl für dieselben zu gewinnen; doch mußte sie 1076 zugegen sein, und für ein Mutterherz gewiß schmerzlichstes ertragen, als Papst Gregor VII. über ihren Sohn den Bannfluch in schrecklich feierlicher Weise aussprach.

Darum war er gegen seinen Zögling streng und oft rücksichtslos; man sagte, er habe ihn sogar körperlichen Züchtigungen unterworfen. Dagegen hatte noch ein anderer Kirchenfürst, der Erzbischof Adalbert von Bremen, Einfluß auf den Knaben. Hanno hatte denselben zur Leitung des jungen Königs, und zugleich zu Reichsgeschäften herangezogen, damit es nicht scheine, als wolle er allein die Gewalt in Händen haben. Er hatte ohnehin die Vermehrung der eignen Güter und derjenigen seines Erzstiftes im Auge, und versäumte keine Gelegenheit für diesen doppelten Zweck Besitzungen an sich zu bringen. Obgleich er bemüht war den Unruhen im Reiche zu steuern, so gelang es ihm doch nur unvollkommen, denn die gewaltigen Großen griffen lieber zum Schwert, als daß sie bei dem Reichsoberhaupt ihr Recht suchten. Daher war der Erzbischof oft abwesend, um zu schlichten und zu richten, und dann fiel die Erziehung des Knaben seinem Gehülfen zu, der zwar gleichfalls ein hochbegabter und einflußreicher Mann war, aber äußeren Prunk liebte und seinen Leidenschaften freien Spielraum ließ. — Vornehmlich haßte er die sächsischen Fürsten, und diesen Haß theilte er seinem Zögling mit. Dabei bewies er sich gegen denselben nachgiebig in allen Stücken, um seine Gunst zu gewinnen, denn er hatte, wie man glaubt, hochfliegende Pläne. — Er wollte ein Papstthum in Deutschland gründen.

So wuchs denn Heinrich heran unter der Leitung von zwei Männern, die ganz entgegengesetzte Absichten hatten, denn während er unter der strengen Zucht des einen seufzte, gewöhnte ihn der andere an Alles, was seinen Sinnen schmeichelte, ja er erweckte schon frühzeitig in ihm zuchtlose Begierden, und gab ihm Gelegenheit dieselben zu befriedigen. — Es war natürlich, daß deßwegen der König

den Zuchtmeister haßte, und den Schmeichler und Geber der Lust liebgewann.

Im Jahre 1063 unternahm Hanno mit dem jungen König, dessen Liebling Adalbert und vielen Fürsten, eine Heerfahrt nach Ungarn, um den Abfall dieses Volkes vom Reich und den Trotz, den König Bela den Deutschen entgegensetzte, zu züchtigen. Dieser trat auch seinen Feinden mit einem Heere entgegen, starb jedoch, ehe es zur Schlacht kam, und sein Nachfolger Salomo leistete die Huldigung.

Auf diesem Feldzuge hatte Adalbert Gelegenheit, den König ganz an seine Person zu fesseln, und er setzte es auch durch, daß derselbe, obgleich erst fünfzehn Jahre alt, bald nachher auf einem Reichstage zu Worms für mündig erklärt und mit dem Schwerte umgürtet wurde. Nun war er zwar nicht dem Namen, wohl aber der That nach Reichsverweser. Er umgab sich nunmehr mit einem prachtvollen Hofstaat, feierte glänzende Feste, bei welchen die köstlichsten Weine in Strömen flossen, während er selbst ganz einfach und nüchtern lebte. Er suchte sich Anhang durch Vergebung von Kirchen- und Krongütern zu verschaffen, aber er erntete dadurch wenig Dank, und die Reichsfürsten zürnten ihm, weil er, ohne ihren Rath einzuholen, Maßregeln traf, die nicht immer der Gerechtigkeit gemäß waren. Der junge König selbst ahmte das Beispiel seines ersten und einzigen Rathes nach. Er schwärmte auf der Jagd umher, suchte Vergnügungen auf, bei denen Zucht und Sittlichkeit mit Füßen getreten wurde, und bekümmerte sich nicht weiter um das Reich.

Dies Gebahren erregte die allgemeine Unzufriedenheit; auf einem Reichstage zu Tribur drangen besonders Erzbischof Siegfried von Mainz und der vormalige Reichsverweser Hanno, ferner der tapfere Otto von Nordheim, der zugleich Herzog von Bayern war, und Rudolph von

Schwaben, auf die Entfernung Adalberts. Der König dachte an Flucht, allein seine Pfalz war von Bewaffneten umstellt, und er mußte dem allgemeinen Drängen nachgeben. Ein Fürstenrath ward bestellt, der den unerfahrenen Monarchen in seinem Amte unterstützen und auch wohl beaufsichtigen sollte. Dieser drang darauf, daß er sich mit der jugendlichen und wegen ihrer edlen Gesinnungen wohlbekannten Bertha, Tochter des Herzogs von Savoyen, vermählen sollte, weil sie hofften, er werde dadurch auf den Weg der Besserung kommen. — Er mußte sich ihrem Verlangen fügen, allein er that es mit Unwillen, und hielt sich von der Gemahlin fern.

Immerhin fühlte er sich in seinem ausschweifenden Leben beschränkt; er suchte daher die Ehescheidung zu betreiben. — In der That war auch der Erzbischof Siegfried von Mainz, dem er den Zehnten in Thüringen versprach, bereit, dem Verlangen des Königs zu willfahren. Er erregte jedoch dadurch einen allgemeinen Unwillen, und der Papst Alexander der Zweite, der von dem Vorhaben des Königs und der Nachgiebigkeit des Bischofs Kunde erhielt, trat ihm mit Entschiedenheit entgegen. Er dachte wohl eines früheren Vorganges, da auf dem apostolischen Stuhle der kluge und kräftige Nikolaus der Erste saß, in dem schon damals der Gedanke lebte, die päpstliche Machtvollkommenheit über alle irdische Gewalt zu erheben, und der Lothar den Zweiten, den Enkel Ludwig's des Frommen durch Androhung des Bannes zwang, seiner verstoßenen Gemahlin Theutberga die königlichen Rechte wieder einzuräumen. Er war entschlossen, in gleicher Weise gegen König Heinrich vorzuschreiten. Er folgte hier den Rathschlägen des schon früher genannten Hildebrand, denn dieser hoffte, was Nicolaus der Erste begonnen, nun zur Ausführung zu bringen. Die Kaiser, Könige und Völ-

ker sollten der Kirche, oder vielmehr dem Oberhaupte derselben unterthänig sein, das Reich, welches Christus vorher verkündigt, sollte nun zur Wirklichkeit werden, und die weltlichen Oberherrn unter das Kreuz beugen, das der Herrscherstab in der Hand des Oberhirten sein sollte. Die Schwächen und Laster des jungen Königs waren die Staffel, auf welcher der Papst die Höhe erstieg, die ihm vor Augen schwebte.

Auf einem Fürstentage, welcher nach Pfingsten 1069 zu Worms abgehalten wurde, hatte nämlich der König die Erklärung abgegeben, daß er sich wegen gegenseitiger Abneigung von seiner Gemahlin scheiden wolle. Die Versammlung hatte darüber an den Papst berichtet, und die Abstimmung über des Königs Ansinnen blieb einer allgemeinen Reichsversammlung in Mainz vorbehalten.

Dahin schickte nun Alexander der Zweite den frommen, glaubenseifrigen und gelehrten Kardinal Petrus Damiani, der damals schon über achtzig Jahre alt war. — Auf die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Legaten aber, wollte der König sogleich sich nach Goslar begeben, allein er wurde gewaltsam daran verhindert und mußte einen Reichstag nach Frankfurt am Main genehmigen. Hier machte der alte, ehrwürdige Damiani durch die Mittheilung der Aufträge des Papstes, auf Heinrich einen so tiefen Eindruck, daß dieser endlich erklärte: „er wolle die Last, welche ihm abzuwerfen nicht verstattet sei, so gut er es vermöge, tragen.“

Er ließ daher Bertha, welche sich in die Einsamkeit des Klosters Lorsch zurückgezogen hatte, an den Hof zurückrufen, verließ aber noch vor deren Ankunft Frankfurt, und eilte, nur im Geleite von vierzig Rittern nach Goslar. Dahin folgte ihm die junge Königin mit den übrigen Hofleuten und den Reichskleinodien alsbald nach.

Es scheint, daß ihn vertraute Freunde von der Bildung und edlen Gesinnung seiner Gattin überzeugten, denn er kam ihr bei ihrer Ankunft entgegen, und begrüßte sie herzlich.

Nachdem er sich in das Unvermeidliche gefunden, und namentlich das edle, sanfte Gemüth Bertha's näher kennen gelernt hatte, erwachte auch eine innige Neigung in seinem Herzen. — Ihre Ehe wurde von Kindern gesegnet, und nicht ganz acht Jahre später, sollte er auf seinem schweren Gang nach Canossa die treue, opferwillige Liebe seiner Gattin kennen lernen.

Gregor VII.

oder der

Kampf der geistlichen und weltlichen Macht.

Nicht die Königsmacht, sondern die Despotie ist die Feindin der Menschheit; nicht Priesterherrschaft, nur Freiheit und Recht ihr Heil. Die Kirche, an ihrer Spitze der Papst, kämpfte nicht um Freiheit, sondern um selbsteigene Macht, ja sie begehrte weit größere — auch das Gemüth und den Geist fesselnde — Gewalt, als jemals ein König angesprochen, sie begehrte selbst eine abenteuerliche Vereinbarung der bürgerlichen oder Zwangsgewalt mit der moralischen oder Seelenbeherrschung, und versenkte, wenn sie ihren Zweck erreichte, alle Hoffnungen der Menschheit ins Grab.

Karl von Rotteck.

„Die ungeheure, welthistorische Bedeutung der That von Kaiserswerth trat zuerst an's Licht in Italien," sagt Hartwig Floto in seiner Geschichte Heinrichs des Vierten, denn mit dem Verschwinden der kaiserlichen Autorität hatte die Erledigung des päpstlichen Stuhles auch regelmäßig unruhige Auftritte in Rom zur Folge. „Der Anstand", sagt Amatus von Monte Cassino, „ging verloren in Rom, seit die Macht der Deutschen verfiel, und wollte ich von den Vorgängen bei der Papstwahl reden,

so müßte ich entweder lügen oder würde mir, wenn ich die Wahrheit sagen wollte, den Haß der Römer zuziehen."

Papst Victor II. starb, wie oben bemerkt, nicht ganz ein Jahr nach seinem großen Gönner, Heinrich dem Dritten, ziemlich plötzlich am 28. Juli 1057 auf einer Reise nach Toskana, und eilig, ohne weitere Anzeige bei der vormundschaftlichen Regentin Agnes, wählten die Römer, Laien und Geistliche, den Bruder des Herzogs Gottfried von Lothringen zum Papste; und weil die Wahl gerade am Tage des heiligen Stephan stattfand, so nannte man ihn der Sitte gemäß „Stephan den Neunten". Er regierte kaum acht Monate, denn schon am 29. März 1058 starb er zu Florenz am „römischen Fieber", wie die Chronisten sagen.

Kaum hatte Stephan die Augen geschlossen, so wählten die Römer, unbekümmert um alle Kirchenreform den Bischof von Velletri unter dem Namen Benedikt X. zum Papste, obgleich derselbe Anfangs die Annahme der Wahl verweigerte. Ein Archipresbyter aus Ostia, der nach Aussage Petrus Damiani's noch keine Seite ordentlich lesen konnte, ward mit Gewalt gezwungen, ihn zu weihen.

Die Reformpartei war selbstverständlich mit dieser Wahl nicht zufrieden und erhob ihrerseits den Bischof Gerhard von Florenz auf den päpstlichen Stuhl, der sofort den Namen Nikolaus der Zweite annahm. Natürlich erhielt Letzterer die nachgesuchte Zustimmung der Kaiserin.

Eine alsbald von Nikolaus nach Sutri berufene große Synode entsetzte Benedikt und sprach über ihn den Bann aus. Derselbe mußte in der That nach unglücklichen Kämpfen Rom verlassen.

Die bisherigen Erfahrungen bei dem häufigen Wechsel der Päpste, machten es zur Nothwendigkeit, neue Bestimmungen zu treffen, und das Recht der Wahl den Händen

der Adeligen und des feilen Pöbels in Rom zu entwinden. So erschien denn nach dem Beschlusse einer römischen Kirchenversammlung, zu welcher die deutschen Bischöfe nicht zugezogen worden waren, im April 1059 das wichtige Gesetz, wonach künftighin nur die Kardinäle den Papst wählen, die übrige Geistlichkeit und das Volk die Wahl blos genehmigen sollten, Alles unter Vorbehalt der Rechte „König Heinrichs von Deutschland, oder wen sonst ein Papst in Rom zum Kaiser gekrönt haben würde."

Dieses Wahldecret ist übrigens niemals in allen Theilen zur praktischen Geltung gekommen, und ist vielfach je nach Bedürfniß gefälscht worden. In der ursprünglichen Fassung war dasselbe hauptsächlich gegen die Edelleute gerichtet, — in der verfälschten war das Hauptgewicht auf die möglichste Unabhängigkeit vom kaiserlichen Einfluß bei der Wahl gelegt. Nach kaum zwanzigjährigem Bestehen dieses Gesetzes waren fast alle vorhandenen Exemplare von einander verschieden.

In der gefälschten Gestalt ist die Wahlordnung Nicolaus des Zweiten später auch in die Gesetzbücher der römisch-katholischen Kirche übergegangen. Wie dadurch die Papstwahl einestheils dem Einflusse des ausschweifenden, gewissenlosen Adels und käuflichen Pöbels entzogen wurde, so war das neue Gesetz zugleich auch gegen das nun schon mehrere Jahrhunderte geübte Bestätigungsrecht der deutschen Könige gerichtet. Petrus Damiani sagt 1062 an einer Stelle: „Jene Wahl muß zuerst ausgehen von den Kardinälen, darauf muß der Klerus und nach diesem das Volk zustimmen, doch wird die ganze Wahlhandlung so lange suspendirt, bis die Entscheidung des Königs eingeholt ist."

Die römische Curie aber wollte durch das Wahldecret

Nikolaus' des Zweiten das Papstthum dem Einflusse des Kaiserthums ganz entziehen, und vermochte sie dies nachhaltig durchzuführen, so mußte das Kaiserthum in unmittelbare Abhängigkeit von dem Papstthum kommen.

Nach dem Ableben Nikolaus des Zweiten sollte das neue Gesetz gleich bei der Ernennung seines Nachfolgers in Anwendung gebracht werden, indem man ohne Genehmigung der Kaiserin den Bischof von Lucca zum Papste wählte, der sich Alexander der Zweite nannte. (1061.) Er erhielt sich in seiner Würde, wenngleich Honorius der Zweite unter dem Einfluß der deutschen Regierung wider ihn als Gegenpapst ernannt ward.

Man hatte demnach wieder einen kühnen Schritt gethan, um das Oberhaupt der Kirche zum Herrscher der christlichen Welt zu erheben; und die Wirren in Deutschland und die schwache Reichsverwaltung, welche dort herrschte, erleichterten das rein weltliche Gelüste der Päpste nach dieser höchsten Machtstellung. Mit bewundernswerther Energie und Consequenz wurde demnach seit mehr als zwanzig Jahren unter den verschiedenen Päpsten dieses Ziel verfolgt, und zwar einzig und allein durch Anregung und Einfluß jenes Mannes, der uns zum ersten Mal 1049 in Besancon begegnete, als Leo IX. auf seiner Reise nach Rom diese Stadt berührte, und der als Gregor der Siebente am 22. April 1073 den päpstlichen Stuhl bestieg.

Gregor der Siebente, vor seiner Erhebung auf den apostolischen Stuhl Hildebrand genannt, war nach seinen eignen Aussagen ums Jahr 1020 auf einem kleinen Landgute bei der toskanischen Stadt Soano geboren, und hat seine erste Erziehung in Rom, wahrscheinlich durch seinen Oheim, Abt zu St. Maria auf dem Aventin, erhalten, der

ihn wider seinen Willen zum geistlichen Stande bestimmte. Nach kaum zurückgelegtem zwanzigsten Lebensjahre trat er in den Benediktinerorden ein und lebte in Rom mit den Anhängern der cluniacensischen Tendenzen im vertrautesten Verkehr. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der junge Geistliche durch diesen Umgang schon früh die Richtung erhalten, in welcher er in späteren Jahren gewaltig in die geistlichen und weltlichen Verhältnisse eingegriffen hat. Seine tiefe Frömmigkeit, sein demuthvolles Wesen und wissenschaftliches Streben lenkte schon bald die Aufmerksamkeit des Papstes Gregor des Sechsten auf ihn, der ihn zum Kaplan ernannte, in welcher Stellung ihm schon frühzeitig Gelegenheit gegeben wurde, Proben seiner geschäftlichen Gewandtheit abzulegen. Als Gregor der Sechste wegen Simonie von Heinrich dem Dritten abgesetzt wurde, und auf kaiserlichen Befehl in die Verbannung gehen mußte, begleitete ihn der Kaplan Hildebrand nach Köln (1046), lernte bei dieser Gelegenheit die deutschen Verhältnisse aus eigner Anschauung kennen, und sammelte Erfahrungen, die ihm bei seinem langjährigen Kampf gegen die kaiserliche Macht sehr zu Statten kamen. Nach dem Tode Gregor's (1048) ging Hildebrand in das Kloster zu Cluny, von wo aus ihn, wie wir gesehen haben, Papst Leo der Neunte 1049 wieder mit nach Italien nahm.

Er wurde nunmehr zum Cardinal-Subdiakon ernannt. In dieser Stellung gewann er durch die Ueberlegenheit seines Geistes den größten Einfluß auf die Inhaber des apostolischen Stuhles, so daß dieselben nur nach seinen Anschauungen und nach seinem Rathe die Kirche regierten.

Aber nicht allein die Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten hing von seinen Entschließungen ab, sondern auch die städtischen Verhältnisse und die Verwaltung des Kirchengutes waren in seinen Händen, und er bewies auch

als Finanzminister ungemeine Gewandtheit und Geschicklichkeit. Nur so ist es erklärlich, daß er schon damals für seine großartigen Pläne, in Bezug auf die Machtstellung der Kirche, auf die Befestigung ihres Einflusses auch in rein weltlichen Dingen, den Grund legen konnte. In dieser seiner Probezeit, wenn man so sagen darf, sammelte er aber auch die Kräfte u. Mittel, die erforderlich waren zu einem Kampfe mit der weltlichen Macht in allen christlichen Reichen, wie er gewaltiger und erfolgreicher in der Weltgeschichte nicht vorkommt. Vielleicht wurde er schon gegen seine Ueberzeugung nach Leo's Tod zum Kaiser Heinrich dem Dritten geschickt, um die Ernennung eines Papstes zu erbitten. Allein er wandte wenigstens seinen Einfluß an, daß der Monarch den Bischof Gebhard von Eichstadt zum Papste ernannte. Unter ihm, wie unter dem folgenden Oberhirten war er, wie gesagt, bei allen Schritten der Curie der Rathgeber und Führer. Ebenso leitete er als Legat mehrere Synoden in Frankreich. Wiederholt ging er auch mit wichtigen Aufträgen nach Deutschland, in Rom aber war es besonders seinen energischen Maßregeln zu danken, daß der widerrechtlich gewählte Papst Benedikt X. dem von den Kardinälen ernannten Nikolaus dem Zweiten weichen mußte. In diesem Falle ging er mit der Kaiserin Hand in Hand, obgleich er heimlich nur darauf sann, den kaiserlichen Einfluß auf die Papstwahl zu vernichten. Er verschloß seine kühnen Pläne tief in der Seele bis er glaubte, daß die Zeit gekommen sei, damit hervorzutreten. In Vorahnung des Bevorstehenden trat er mit den Normannen in Unteritalien in Verbindung, um an ihnen gegen die gefürchteten Bedrängnisse von Deutschland her einen Rückhalt zu haben. Er bewog die beiden normännischen Fürsten, die Oberherrlichkeit des päpstlichen Stuhles anzuerkennen. — Sein Werk war endlich die Wahl des Bischofs von Lucca zum Papst.

Nach dem Tode dieses Nachfolgers Petri, der, wie schon bemerkt, als Kirchenoberhaupt den Namen Alexander der Zweite annahm, ging er mit den Kardinälen wegen des Nachfolgers zu Rath, und verordnete zu diesem Zweck, dem von Nikolaus dem Zweiten erlassenen Decret entsprechend, ein dreitägiges Fasten- und Betfest, nach welchem alsdann zur Wahl eines neuen Papstes geschritten werden sollte.

Noch war er mit der Sorge um die feierliche Beisetzung des Verstorbenen in der Salvatorskirche beschäftigt, als mit einem Male ein wirres Zusammenströmen von Geistlichen und Laien, von Männern und Weibern entstand, und aus der Menge der Ruf erscholl: „Hildebrand sei unser Bischof!“ — Er erschrak darüber, wie die Chronisten erzählen, denn so erwünscht es ihm auch immerhin sein mochte, den apostolischen Stuhl, auf den er ein so großes Anrecht hatte, zu besteigen, so konnte ihm doch dies tumultuarische Verfahren nicht gefallen, da dasselbe in jeder Beziehung ordnungswidrig war. Doch fügte er sich, und betrachtete seine Wahl als unmittelbar durch den Apostel Petrus erwirkt.

„Wie wahnsinnig“ — so erzählt er selbst — „stürzten sie auf mich, ließen mir keine Zeit, irgend etwas zu sagen, und rissen mich mit gewaltigen Händen auf die Stelle des apostolischen Regiments, dem ich bei Weitem nicht gewachsen bin.“

Der Aelteste unter den Kardinalspresbytern, Hugo der Weise, soll damals das Volk angeredet haben: „Brüder! Ihr wißt, wie seit den Tagen Leo's des Neunten, Hildebrand die heilige römische Kirche erhöht und unsere Stadt befreit hat. Da wir nun für das römische Bisthum weder einen besseren Mann, noch einen seines Gleichen finden können, wählen wir ihn, der in unserer Kirche geweiht, euch und uns wohlbekannt und in allen Dingen erprobt ist.“ —

Hugo sprach gleichsam im Namen der Kardinäle, welche ihm mit dem Rufe: „Den Papst Gregor hat der heilige Petrus gewählt!“ zustimmten. — Hierauf führte man Hildebrand nach der Kirche St. Pietro in Vincoli am Esquilin, und wählte ihn feierlich zum Papste. Die Wahlurkunde lautet wie folgt:

Da unser Herr Jesus Christus regierte im Jahre 1073, am Montag, den 22. April, dem Todes- und Begräbniß-Tage des Herrn Papstes Alexanders des Zweiten, haben wir Kardinalgeistlichen der heil. römisch-katholischen und apostolischen Kirche, damit der apostolische Stuhl nicht lange seines Hirten entbehrte, uns in der Kirche St. Peters in vinculis versammelt, und haben in Gegenwart von hochwürdigen Bischöfen und Aebten, Klerikern und Mönchen, unter Beistimmung und Zuruf sehr vieler Laien beiderlei Geschlechts und verschiedenen Standes, uns zum Hirten und höchsten Priester erwählt einen frommen Mann, der in beiderlei Wissenschaft wohl bewandert, ein vorzüglicher Vertheidiger des Rechtes und der Billigkeit, im Unglück standhaft, im Glück gemäßigt und nach des Apostels Wort von guten Sitten ist: nüchtern, keusch, freundlich und wirthschaftlich, der im Schooße dieser Kirche trefflich erzogen und gebildet und wegen seiner Verdienste zur Ehre des Archidiakonates erhoben und in diesem Amt bis heute verblieben ist: nämlich den Herrn Archidiakonus Hildebrand, und wollen, daß er jetzt und in Ewigkeit Papst Gregor der Siebente sei und heiße. Da sprach der Erste unter den Diakonen zu den Anwesenden: „Seid ihr damit einverstanden?“ Sie antworteten: Ja. „Wollt ihr ihn?“ Sie antworteten: Wir wollen ihn. „Lobt ihr die Wahl?“ Sie antworteten: Wir loben sie. Da riefen Alle, Geistlichkeit und Volk: „Den Papst Gregor hat Sanct Petrus erwählt.“

Ermüdet von den großen Aufregungen dieses Tags, dictirte er, auf dem Ruhebette liegend, seine ersten Briefe, in welchen er der Welt von seiner Erhebung auf den apostolischen Stuhl Kenntniß gab, und ergriff gleich mit kräftiger Hand das Kirchenregiment in seinem ganzen Umfange.

So groß auch in Rom die Einmüthigkeit des Volks bei seiner Wahl gewesen sein mag, so rief doch die Kunde von seiner Erhebung überall nicht geringe Bewegung hervor. Mit großer Besorgniß nahmen die deutschen und lombardischen Bischöfe die Kundgebung auf; — auch war man noch im Zweifel, was König Heinrich der Vierte zu diesem Vorgang sagen werde, da dieser Act nicht bloß gegen die auf der Synode zu Sutri festgesetzte kaiserliche Autorität, sondern auch gegen das s. Z. von Gregor selbst entworfene und mit unterschriebene Gesetz des Papstes Nikolaus vom Jahre 1059 verstieß. Die Nachrichten gehn in diesem Punkte weit auseinander. Von einer Seite wird behauptet, Heinrich der Vierte habe durch eine besondere Gesandtschaft dem Papste Gregor dem Siebenten sein Befremden ausdrücken lassen, daß ohne die Genehmigung des deutschen Königs die Wahl des Papstes vorgenommen worden sei, der Papst soll dagegen erklärt haben, die Würde sei ihm aufgezwungen worden, dagegen habe er sich aber der Weihe widersetzt, und werde solche bis zu seiner Bestätigung nicht annehmen. — Von anderer Seite wird dies bestritten, und behauptet, daß Gregor der Siebente niemals die kaiserliche Bestätigung erhalten, dieselbe aber auch nicht nachgesucht habe. Als man ihn daran erinnerte, daß nach der Bestimmung Nikolaus' des Zweiten die Genehmigung des Königs erforderlich sei, soll er sogar geantwortet haben, er wisse Nichts vom Könige, und könne Verordnungen seiner Vorgänger rückgängig machen.

Die Stellung, welche der Papst dem König gegenüber annahm, ist aus einem Schreiben desselben an den Herzog Gottfried ersichtlich, welches lautete:

„Unsere Meinung und unsere Absichten in Betreff des Königs kannst du vollständig erfahren. Wir glauben, daß Niemand um des Königs zeitliches und ewiges Glück be-

kümmerter ist, Niemand gegen ihn größeres Wohlwollen hegt, als wir. Auch ist unsere Absicht, bei erster Gelegenheit ihn durch Gesandte väterlich und dringend auf das hinzuweisen, was nach unserer Meinung zum Nutzen der Kirche und zur Ehre seiner königlichen Würde erforderlich ist. Hört er uns dann, so soll unsere Freude über sein Heil nicht geringer sein, als über unser eigenes, und am sichersten wird er sein Wohl begründen, wenn er sich, um in der Gerechtigkeit zu bleiben, in unsere Rathschläge ergiebt. Erwidert er dagegen, wie wir es nicht wünschen, unsere Liebe mit Haß, lohnt er dem Allmächtigen für so große Ehren, die er ihm dankt, die göttliche Gerechtigkeit mißachtend, wider Gebühr mit Verachtung, so wird das Wort: „Verflucht sei, der sein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße!" über uns, so Gott will, nicht kommen. Denn es steht nicht in unsrer Macht, aus persönlicher Vorliebe für irgend Jemanden das Gesetz Gottes zu vernachlässigen und vom Pfade des Rechts um Menschengunst willen zu weichen, da der Apostel sagt: „Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich der Knecht Gottes nicht."

Wir müssen aber dem Manne, der dieses schrieb, und noch gewaltigere Entwürfe in seiner Seele barg, näher treten und ihm in die blitzenden Augen schauen, die uns schon einen Blick in sein Inneres verstatten; denn außer diesen hellen, geistvollen Augen zeigt sein Aeußeres wenig Einnehmendes. Er ist von kleiner Statur, sein Gesicht braun und unschön. Aeußerlich erscheint er gewöhnlich ganz ruhig, aber in seinem Innern sind heftige Leidenschaften verborgen, die er aber mit großer Selbstverleugnung zu beherrschen weiß. — Sein Leben, seine Thaten und auch seine unerschütterliche Festigkeit im Unglück beweisen, daß er nach Zielen strebte, welche er für wahrhaft groß, ja vielleicht für göttlich hielt. Dieses suchte er mit eiserner Consequenz und ohne Rücksicht auf die Rechtlichkeit der Mittel zu erreichen.

Er hatte schon durch seinen Einfluß auf die zunächst vorhergehenden Päpste die Ausführung seiner Entwürfe mit

Erfolg vorbereitet; auf den apostolischen Stuhl erhoben, dachte er, wie gesagt, sogleich daran, die weltliche Macht der Kirche nach jeder Seite hin unterzuordnen. „Die Macht der Könige und Kaiser und aller Sterblichen ist wie Stroh und Asche gegen den apostolischen Stuhl und die Allmacht Gottes!“ schrieb er im Dezember 1075. Diese Anschauungsweise legte Gregor der Siebente alsbald nach seiner Erhebung in einer Reihe zusammenhängender Beschlüsse nieder, und sie sind so charakteristisch und bedeutungsvoll, daß wir einige davon hier beifügen:

„Die römische Kirche ist von Gott gegründet.“

„Der Bischof in Rom ist allein das rechtmäßige, allgemeine Oberhaupt derselben. Ihm allein gebührt das Recht, Bischöfe abzusetzen oder wieder in ihre Stellung zu erheben. Sein Abgesandter (Legat) ist auf den Versammlungen der Bischöfe zum Vorsitz befugt, auch wenn er tiefer im Range steht, und ebenso kann er gegen die Bischöfe das Urtheil der Absetzung aussprechen.“

„Auch abwesenden Würdeträgern darf der Papst ihre Stellen entziehen.“

„Mit denjenigen, welche von dem Banne des römischen Bischofes belegt sind, darf Niemand in demselben Hause wohnen.“

„Dem Papste allein kommt das Recht zu, neue Gesetze zu erlassen und über die Zeichen der kaiserlichen Würde zu verfügen.“ (!!)

„Alle Fürsten sind verbunden, die Füße des Papstes zu küssen.“ (!!)

„Ihm, dem Kirchenoberhaupt, steht die Befugniß zu, die Kaiser zu entthronen.“

„Sein Namen allein soll in allen Kirchen genannt

werden, weil er der einzige Nachfolger Christi in der Welt ist."

„Der Papst kann vom Eide der Treue gegen die (dem römischen Stuhle) feindlich Gesinnten lossprechen."

„Er ist berechtigt, die Bischöfe beliebig von einem Bisthum zum andern zu versetzen, und kann Geistliche aus jeder Kirche, wohin er will versenden. Ohne seinen Befehl darf keine Synode, sowie kein Kapitel gehalten, und zugleich ohne seine Erlaubniß kein kanonisches Buch gebraucht oder eingeführt werden."

„Der Papst wird, wenn rechtmäßig eingesetzt, heilig nach dem Zeugnisse des heiligen Euodius, Bischofs von Pavia, weil ihm viele heilige Väter zugethan sind, wie in den Beschlüssen des heiligen Papstes Symmachus enthalten ist."

„Der Papst kann von Niemand gerichtet werden."

„Die römische Kirche hat nach den Zeugnissen der heiligen Schrift nie geirrt, und wird nie irren."

Das waren die Grundsätze, nach welchen fortan die christliche Kirche verwaltet werden sollte. Von dem, was Jesus Christus zum Heil und Segen der Menschheit gelehrt, von dem erhabenen Vorbilde des göttlichen Erlösers, war in diesen Bestrebungen des päpstlichen Machthabers auch nicht eine Spur zu finden. Nichts von Milde und Liebe, nichts von Demuth und Vergebung. — Und welche Mittel hatte Gregor zunächst, um seine Grundsätze und weitgehenden Entwürfe durchzuführen? — nur ein einziges, — — den Bannstrahl; dessen Anwendung der Göttlichkeit der Christuslehre Hohn spricht, und dem demuthsvollen, gottergebenen Leben, Lehren und Handeln des Stifters der christlichen Kirche zuwider ist. Nur durch den

blinden Glauben, dem damals das gedankenlose Volk hingegeben war, erlangte der päpstliche Bannfluch Bedeutung, entscheidende Folgen aber verliehen ihm erst die Feinde des Monarchen, und zwar damals die widerspenstigen Fürsten, später die lombardischen Städte.

Uebrigens hat nur das Wahre und Gerechte eine Zukunft, das Unnatürliche und Gewaltthätige vergeht im Laufe der Zeit, und wie nur die Freiheit die Mutter der Sittlichkeit und Geistesbildung ist, so erzeugt jede Unterdrückung der freien Geistesentwicklung gerade das Gegentheil von dem, was sie bezwecken wollte. Auf freie Forschung verweist die Religion Jesu die strebenden Völker; „Prüfet Alles, und das Beste behaltet,“ hatte der Apostel gelehrt; — Ueberspannung der Kräfte war niemals von langer Dauer, wie die Weltgeschichte lehrt, und Mäßigung ist die vornehmste Tugend eines weisen Staatsmannes.

Gregor der Siebente ging mit brennendem Eifer an die Ausführung seiner oben angegebenen Entwürfe. Zwei Maßregeln hielt er zunächst für am wirksamsten, die bisherigen Ordnungen in Staat und Kirche umzugestalten, und seine Grundsätze zur Geltung zu bringen; diese waren das Cölibatgesetz (Ehelosigkeit der Geistlichen) und das Investiturverbot (die ausschließliche Besetzung der Bisthümer und Abteien durch den Papst). Das erstere sollte die Einheit der Kirche, das andere deren Unabhängigkeit von aller weltlichen Macht begründen.

Auf einer großen Kirchenversammlung zu Rom im Jahre 1074 ließ er daher ein Gesetz aufstellen, wodurch einem jeden christlichen Priester, er sei Presbyter, Diakon oder Subdiakon, die Eingehung einer Ehe bei Strafe der gottesdienstlichen Verrichtungen untersagt wurde. Daß dieses Gesetz nicht in der Bibel begründet ist, weiß Jeder, welcher das neue Testament kennt. —

Paulus sagt in seinen Episteln an Timotheus (III. 2) und Titus (16) ausdrücklich: „Ein Bischof soll Eines Weibes Mann sein"; — und Petrus — als dessen Stellvertreter sich der Papst aufwirft, war bekanntlich selber verheirathet, und hat sich als Jünger des Herrn keineswegs veranlaßt gesehen, sein Weib zu verstoßen.

Groß war im ganzen Abendland die Erbitterung der Geistlichen über das Verbot der Ehe, und sie erklärten an vielen Orten, daß sie dem Befehle des Papstes nicht gehorchen würden. Da aber das Volk schon längst über den ausschweifenden Lebenswandel der Geistlichen entrüstet war, so suchte Gregor der Siebente durch mehrere Gesandte, welche in den Ländern umherreisten, die öffentliche Meinung zur Durchführung seines Gesetzes zu benutzen; was ihm denn auch an vielen Orten gelang. Der gemeine Pöbel zwang schließlich noch die Geistlichen, ihren Ehefrauen zu entsagen, und die sich dagegen sträubten, wurden beschimpft und verfolgt.

Ein Geschichtschreiber jener Zeit, Lambert von Aschaffenburg, schildert den Eindruck, welchen dieses neue Gesetz allenthalben machte, in folgender Weise:

„Papst Hildebrand hatte mit den Bischöfen Italiens in mehreren Synoden den Beschluß gefaßt, daß nach der Vorschrift der Canones die Presbyter unverheirathet sein sollten; die beweibten sollten ihre Frauen entlassen oder abgesetzt werden. Keiner dürfe zum Amte eines Priesters zugelassen werden, wenn er nicht ewige Enthaltsamkeit gelobe. Als dieses Decret erlassen war, schickte er viele Briefe an die Bischöfe Galliens, worin er denselben befiehlt, daß sie zur Durchführung dieser Verordnung schreiten und die Weiber der Cleriker von dem Umgange mit diesen durch das Anathem hindern sollten. Aber der ganze Haufen der Cleriker murrte laut auf gegen solche Verordnung und nannte den Papst mit seinem unsinnigen Dogma einen ketzerischen Menschen, der des Herrn Ausspruch vergesse:

„Wer sich nicht enthalten kann, der heirathe; es ist besser heirathen, als brennen.“ Er zwinge, sagten sie, die Menschen nach Art der Engel (ritu Angelorum) zu leben, und während er den gewohnten Gang der Natur hemme, öffne er Thür und Thor der Unreinigkeit und Unzucht. Wenn er (der Papst) auf seinem Beschlusse beharre, so wollten sie lieber das Priesterthum, als ihre Weiber lassen, und dann möge er, dem Menschen zu gering seien (fordérent), zusehen, woher er der Kirche zur Leitung des Volkes Engel nehme. Der Papst aber blieb nichtsdestoweniger standhaft und ermahnte die Bischöfe ob ihrer Trägheit und Lässigkeit und drohte denselben, daß sie die ganze Strenge seiner Apostolischen Autorität erfahren müßten, wenn sie das ihnen aufgegebene Werk nicht schneller zu Ende führten. Der Erzbischof von Mainz (Sigefried) wohl wissend, daß es keine kleine Arbeit wäre, der schon alternden Welt ihre eingewurzelte Gewohnheit zu entreißen und den Urzustand der Kirche wieder herbei zu führen (ut ad rudimenta nascentis ecclesiae senescentem jam mundum reformaret), handelte glimpflicher mit seinen Clerikern, kündigte ihnen vorerst ein halbes Jahr Bedenkzeit an und ermahnte sie, daß sie freiwillig thun möchten, wozu sie sonst gezwungen würden, daß sie ihn und den Papst nicht in die Nothwendigkeit versetzen sollten, Härteres zu verfügen. Endlich versammelte er eine Synode zu Erfurt, drang heftiger in sie und erklärte ihnen, daß sie ohne allen Umschweif sogleich ihre Weiber entlassen oder dem Dienste des Altars entsagen sollten. Die Cleriker aber brachten viele Gründe vor gegen die Gottlosigkeit eines solchen Zwanges, verlachten den Ausspruch des Papstes und suchten ihn zu vereiteln. Da aber nicht Argumente noch Bitten halfen gegen den päpstlichen Machtspruch, durch den der Bischof sich selbst gezwungen sah zu seinem Vorgehen, so verließen sie die Versammlung, beriethen sich mit einander und beschlossen, ferner nicht an der Synode Theil zu nehmen, sondern nach Hause zurückzukehren. Auch vernahm man unter dem lärmenden Haufen Manche, denen es besser schien, in die Synode zurückzukehren und den Bischof selbst, ehe er die strenge Sentenz durchführe, vom Stuhle herabzustürzen und dem verdienten Tode zu überliefern, damit

der Welt ein Beispiel gegeben, und dem priesterlichen Namen in Zukunft nicht ähnliche Schande zugefügt werde. Als der Bischof Tages darauf neben dieser Sache auch die verhaßte Frage wegen seines Zehntes in Thüringen vorbrachte, entstand Tumult, er entkam nur mit Noth und flüchtete sich nach Heiligenstadt."

Ein Mann von seinem Geist, und seiner Energie bleibt aber nicht auf halbem Wege stehen, und wagt das Aeußerste um zu seinem hochfahrenden Ziele zu gelangen. Nicht blos die Bischöfe und Geistlichen sollten dem Papste unterworfen sein, sondern auch die Fürsten und Völker sollten den heiligen Petrus als Lehnsherrn, folglich seine Oberherrlichkeit anerkennen. Der weltlichen Macht sollte jeder Einfluß auf kirchliche Dinge benommen, und dieselbe unter das Machtgebot des Papstes gestellt werden. Dazu sollte ihm das auf einer Kirchenversammlung im Jahre 1075 erlassene Gesetz von der Investitur recht die Mittel an die Hand geben. Es war darin ausgesprochen, daß derjenige, welcher ein Bisthum oder eine Abtei von einem Laien annehme, nicht als ein rechtmäßiger Bischof oder Abt anzusehen, auch von der Verrichtung des Gottesdienstes auszuschließen sei. Zugleich wurde in diesem Gesetz dem Kaiser, den Königen, Herzögen, Markgrafen und Grafen die Verleihung eines Bisthums oder einer Abtei bei Strafe des Kirchenbannes verboten.

Das Investiturverbot war somit ein schneidender Eingriff in die staatsrechtlichen Verhältnisse der abendländischen Christenheit; und da die Bischöfe seither zugleich auch Staatsbeamte waren, so hieß dies nichts anderes, als dem Staate die Bestellung seiner Beamten entziehen. Leicht konnte Gregor vorhersehen, daß die Fürsten, und insbesondere der Kaiser, sich nicht bereit finden würden, das bisher behauptete Investiturrecht so leichten Kaufs aufzugeben; und wie das Gesetz bezüglich der Priester-Ehe bei den Geistlichen

hartnäckigen Widerstand fand, ebenso erweckte das Investiturverbot bei der weltlichen Macht die größte Erbitterung. Dasselbe war offenbar vornehmlich gegen den deutschen König gerichtet; allein dieser bekümmerte sich nicht weiter darum und that, als wenn er das Dasein der Verordnung gar nicht einmal kenne.

Unleugbar hat Gregor durch Einführung der vom Papst abhängigen Investitur die Macht des apostolischen Stuhls bedeutend gesteigert, denn die hohen geistlichen Würdeträger wurden dadurch gänzlich von ihm abhängig. Er hatte an ihnen gleichsam ein geistliches Kriegsheer, das durch seinen Einfluß auf das Volk oft mehr wirkte, als die Lanzenträger der Könige. Diese Macht ist noch nicht geschwunden, wie die neueste Zeit beweist, da sich der hohe Klerus fast überall als gehorsamer Unterthan des Nachfolgers Petri erweist und dagegen seine staatlichen Pflichten mit Füßen tritt. Dieser letztere Umstand bewies aber auch, wie gemeinschädlich diese Maßregel war. Ursprünglich war das Gesetz Gregors gegen die Simonie oder den Handel mit geistlichen Stellen gerichtet, der allerdings unter Heinrich dem Vierten sehr im Gange war, allein diesem wurde keineswegs gesteuert, da ja die Wähler gar oft käufliche Creaturen waren, die mehr auf den Gewinn, als auf die Würdigkeit des Bewerbers Rücksicht nahmen. Auch führten spätere Päpste Geldabgaben ein für Ertheilung der Investitur, welche die geistlichen Fürsten von ihren Unterthanen wieder zu erpressen suchten. Daher galt in späterer Zeit nicht mehr das Sprichwort: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen", und schon hundert Jahre später sagte Kaiser Friedrich I. (Rothbart): „Ihr müßt wissen, daß es zu jener Zeit, wo die Könige noch die Investitur hatten, bessere Bischöfe gab, als jetzt, wo sie gewählt werden. Denn die Könige sahen auf Verdienste; jetzt aber entscheidet Gunst und Gewinnsucht." —

Ueberhaupt stand in späterer Zeit das Volk lieber unter weltlichen Herren, als unter geistlichen; denn jene suchten ihr Land, das sie auf ihre Kinder vererbten, blühend zu machen; diese aber fielen über das Erbtheil Christi her, wie über eine Beute die zu plündern wäre.

Was nun weiter das Cölibat oder das Verbot der Priesterehe betrifft, so hat auch dieses zur Erhöhung der päpstlichen Macht reichlich beigetragen; denn die Priester, welche durch die päpstliche Investitur vom Staate getrennt wurden, sahen nun auch durch das Cölibat die Bande der Natur gelöst, die sie mit der menschlichen Gesellschaft verband, und waren demnach bereitwillige Werkzeuge im Dienste ihres Oberhauptes, fast willenlos seinem Befehle gehorsam. Man kann es eine großartige Idee nennen, daß ein solches geistig bedeutendes Kriegsheer alle seine Kraft dem Dienste Christi, also zur Erlösung des Menschengeschlechtes von Irrthum, Lastern und zuchtlosen Leidenschaften aufgestellt, und dem Stellvertreter des Meisters der Liebe untergeben war, allein dieser Stellvertreter hatte die menschliche Natur, ihre Schwächen und Bedürfnisse nicht berücksichtigt. Gregor selbst war, wie es scheint, ein sittlich reiner Mann. Wir wissen, daß auch die Apostel, viele Kirchenväter und die Missionäre, nur für Ausbreitung des Evangeliums begeistert waren, und in ihrer Seele keinen Raum für unlautere Gedanken hatten; sobald aber die Kirche fest begründet war, und ein ganzer Stand sich ihrem Dienste weihte, mußte die Natur ihre Rechte geltend machen und da solches durch den Cölibat nicht mehr in rechtlicher Weise auf dem Wege strenger Sittlichkeit geschehen konnte, so gab dieses päpstliche Gebot Veranlassung zu den gröbsten Ausschweifungen und Lastern. Die Klöster wurden Pflanzschulen der Unzucht; die hohen Prälaten gingen ihren Untergebenen mit ihrem Beispiel voran; bei dem Verfall der Kirchenzucht

scheute man sich gar nicht mehr dem Laster öffentlich zu huldigen, und alle Kirchengesetze waren unzureichend, der fortschreitenden Unsitte Einhalt zuthun. Daher sagt auch der Ober-Consistorial-Rath Richter in seiner Kirchengeschichte sehr richtig: „Die Klagen über die sittliche Verderbniß der Klerisei gehen in unterbrochener Reihenfolge durch die Geschichte des Mittelalters. Gewiß hat es die Kirche an Versuchen, die Ehrbarkeit in ihren Dienern wieder herzustellen, nicht fehlen lassen. Durch das Gebot der Ehelosigkeit hatte sie sich aber selbst die Hoffnung auf Erfolg für diese Versuche vereitelt, indem sie den Kampf mit der unüberwindlichen Menschennatur begonnen hatte.“ — Bei dem Anblick der furchtbaren Sittenlosigkeit des Klerus sprach sogar Papst Pius der Zweite im 15. Jahrhundert: „Die Gründe, die Priesterehe zu verbieten, waren gewichtig; aber die Gründe, sie wieder einzuführen, scheinen noch gewichtiger.“ — Aehnlich spricht sich P. L. Courier, ein strenggläubiger Katholik, aus, indem er bemerkt: „Die Behörden sind bemüht, Alles zu verschleiern; man verhindert auf jede Weise die Publizität; man beobachtet tiefes Stillschweigen über solche Dinge — aber die Thatsachen, welche trotzdem an's Licht kommen, welche Gräuel lassen sie nicht ahnen! Und, selbst von den Verbrechen zu schweigen: welcher Schmutz, welche Verdorbenheit, welche Laster entspringen nicht aus jener Erfindung des Papstes, dem Cölibat!“ — Die Bürger von Würzburg erklärten im Mittelalter ein Mal, sie könnten nicht in den Krieg ziehen, da sie ihre Frauen unmöglich ohne Schutz vor den „lüderlichen Priestern und Mönchen“ in der Stadt zurücklassen könnten; und im 13. Jahrhundert hieß es von den Pfarrern im Elsaß, daß sie „fast sämmtlich in wilder Ehe lebten“, „weil die Bauern sie dazu anhielten; denn sie sagten: der Pfarrer wird doch nicht enthaltsam leben können, darum ist es besser,

daß er eine bestimmte Frau hat, als daß er die Frauen von uns Allen belästigt."

„Das Cölibat ist ein satanisches Werk!" schreibt ein Geschichtschreiber unserer Zeit, aber „den einzelnen Priester anzuklagen, den Stein auf ihn zu werfen, wenn er strauchelt, wäre ungerecht und thöricht; denn er ist nur das Opfer eines Systemes. Aber das System und alle die Menschen, welche das System aufrecht erhalten, kann man nicht scharf genug verdammen." — — „Und diese Pest besteht noch heute!" denn so oft und viel die Kaiser und alle deutschen Bischöfe die Aufhebung des Cölibats von den Päpsten forderten, und obgleich die Päpste in manche Aenderungen willigten, so hielten sie doch dies eine, das Cölibatgesetz, aufrecht.

Nach Canossa.

Der Knabe erblühte zum Jüngling, zum Mann,
Ein König in Glanz und in Ehren,
Da zog eine finst're Wolke heran,
Kühn will er den Weg ihr verwehren;
Da trifft ihn ein Blitzstrahl; er sinkt in die Knie',
Doch erhebt er sich wieder zum Streite
Mit höllischen Mächten, die, unsichtbar, nie
Zu rasten vergönnen vom Leide,
Bis ihn führt der Bote von Gott gesandt,
Aus irdischem Leide ins bess're Land.

Die menschlichen Schicksale sind oft seltsam mit einander verbunden. Glück und Unglück, aber auch die menschlichen Gedanken stehen mit einander im Zusammenhang und manches Ereigniß, das dem Kinde begegnet, tritt folgenschwer oft in der ferneren Zukunft in sein Leben ein. Ein solches Ereigniß war die Entführung des Knaben Heinrich in Kaiserswörth, denn daraus erwuchs die verfehlte Erziehung des jungen Königs, und ebenso haftete in seiner Seele die Erinnerung daran bis in sein spätes Alter. Er gedachte immer wieder der Urheber dieser That, und unter ihnen stand ihm nächst Hanno der kühne Otto von Nordheim im Gedächtniß. Es war ihm daher willkommen, als ein Abenteurer mit Namen Egino, von dunklem Rufe, den genannten Reichsfürsten beschuldigte, er habe ihn zur Ermordung des Königs dingen wollen. Otto's Feinde waren bemüht, den Funken des

Argwohns, der in des Königs Seele geworfen war, zu nähren. Mit Genugthuung fand, wie gesagt, der König in dem kaum glaublichen Vorfall eine Veranlassung zum Bruch mit dem Herzog. Er berief sofort einen Reichstag nach Mainz (Juni 1070), um über die Sache Gericht zu halten. Da Otto nicht der Vorladung Folge leistete, so ward anerkannt, daß Gott selbst das Urtheil sprechen solle, und zwar nach damaliger Sitte, durch den Ausgang eines Zweikampfes zwischen Kläger und Beklagtem. Der Herzog forderte sicheres Geleit; als dies aber verweigert wurde, so erklärte er, daß er den Kampf mit diesem unbekannten Abenteurer zurückweise. Sofort wurde die Acht über ihn ausgesprochen und zugleich der Verlust seines Herzogthums Baiern, seiner Lehen und eigenen Güter.

Er sammelte hierauf einen Haufen Kriegsvolk und trieb sich unter mancherlei Kämpfen in Thüringen und Sachsen umher. Später wurde indessen eine Ausgleichung vermittelt. Der Fürst bezwang sein stolzes Herz und erschien mit seinen seitherigen Gefährten, dem Prinzen Magnus von Sachsen, vor dem König und bat um Gnade. In der That wurde auch die Acht aufgehoben; er erhielt darauf seine eigenen Güter, blieb aber mit seinem Bundesgenossen vorläufig in Haft. Herzog Rudolf von Schwaben, der sich verdächtig gemacht hatte, entging nur mit Mühe demselben Schicksale.

Heinrich fühlte sich nun im Bewußtsein seiner Macht freier als bisher, indeß schien, daß die kühnen Entwürfe seines Vaters in seiner Seele erwachten, daß er daran dachte, die Reichsfürsten allmählig zu beseitigen und eine unumschränkte Herrschaft aufzurichten, und je mehr er in seinen Unternehmungen vom Glück begünstigt wurde, desto größer und umfassender wurden seine Pläne. Zunächst sann er, um seine Macht noch mehr zu befestigen, auf Vermeh-

rung seiner Burgen und Erhöhung seiner Einkünfte. Vorzüglich legte er in Sachsen und Thüringen viele feste Schlösser an, durch deren Besatzungen er die Bevölkerung im Zaum zu halten gedachte. Ferner drang er jetzt ernstlich in Thüringen auf Entrichtung des Zehnten an das Erzstift Mainz, um den Erzbischof Siegfried zu gewinnen. Bei dieser Gelegenheit wurden schreiende Gewaltthaten verübt, und da der König für die dieserhalb erhobenen Klagen kein Erbarmen hatte, so erregte es allgemeinen Unwillen, und selbst Widersetzlichkeit. Noch mehr zürnten die Sachsen über die Zwingburgen in ihrem Lande. „Nieder mit den Burgen! nieder mit dem Zwingherrn!“ der Ruf erscholl durchs ganze Land, und Otto von Nordheim, der aus der Haft entlassene Herzog, trat an die Spitze der Bewegung. Ehe man jedoch zum offenen Widerstande gegen den König überging, suchten die sächsischen Großen und Bischöfe auf gütlichem Wege bei ihm das zu erwirken, was sie glaubten mit Fug und Recht beanspruchen zu können. Heinrich war nicht abgeneigt, dem allgemeinen Verlangen zu willfahren, allein seine Genossen und Rathgeber, die gewohnt waren, in den Prunkgemächern der Schlösser zu schwelgen und in den wildreichen Wäldern mit ihrem Herrn der Jagd obzuliegen, wußten ihn umzustimmen. Sie meinten, man solle dem trotzigen Sachsenvolk einen Zaum anlegen, damit es Gehorsam lerne. Daher erhielten die Abgeordneten einen ungnädigen Bescheid. Dies war das Signal zum allgemeinen Aufstand.

Der König befand sich zu der Zeit in Goslar, und flüchtete sich mit den Reichs-Kleinodien und seinen Schätzen in die starke Veste Harzburg. Es gelang den Verbündeten, den König hier einzuschließen. Mit Hülfe eines Jägers, der verborgene Wege kannte, floh derselbe im August 1073 begleitet von dem Herzog Berthold von Zähringen,

und den Bischöfen von Zeitz und Osnabrück, aus der umlagerten Veste und gelangte nach vielen Beschwerden glücklich nach Eschwege.

Sofort berief er eine Reichs-Versammlung nach Hersfeld, in der beschlossen wurde, im folgenden October mit verstärkter Macht gegen die Aufständigen vorzugehen. In der That fanden sich auch mehrere Grafen und Fürsten mit ihren Heerhaufen ein. Da jedoch das ganze Sachsenvolk in Waffen stand, so wagte der König nicht die bereits umlagerten Burgen zu entsetzen. Die Besatzungen darinnen waren indessen rüstige Kriegsleute, thaten Ausfälle und Streifzüge nach allen Seiten und verschafften sich dadurch die nöthigen Lebensmittel. Da sie jedoch immer enger eingeschlossen wurden, und der König keine weitere Hülfe erhielt, so mußte er sich zu einem Vertrage entschließen, nach welchem er versprach, die Besatzungen aus den festen Plätzen zu ziehen, den sächsischen Prinz Magnus in Freiheit zu setzen, den Aufstand nicht weiter zu ahnden und Otto von Nordheim sein Herzogthum Baiern wieder zu übertragen.

Die Sachsen zerstörten hierauf die Burgen, aber das erbitterte Volk legte auch Hand an die kirchlichen Gebäude, raubte die heiligen Gefäße, die kirchlichen Schätze und durchwühlte selbst die Gräber der Todten, wo man Kostbarkeiten vermuthete. Da wurden denn die Gebeine eines jüngeren Bruders des Königs und seines Söhnchens schonungslos herausgeworfen, da war nichts mehr sicher, nichts mehr heilig vor der Wuth und Raubsucht des Volkes. Nunmehr erkannten die Fürsten, daß der Aufstand auch ihnen selbst und der Kirche Christi Gefahr bringen werde, und da nun Heinrich diese Stimmung benutzte und theils selbst, theils durch Unterhändler den allgemeinen Unwillen zu schüren wußte, so konnte er es wagen, ein allgemeines Aufgebot gegen die Empörer zu erlassen.

Im Jahr 1075 rüstete er ein Heer wider die Sachsen aus, von dem sein Zeitgenosse Lambert von Aschaffenburg berichtet, daß noch nie zuvor ein deutscher Kön'g ein so zahlreiches, geübtes und tapferes Heer versammelt habe. Fast alle Herzöge, Bischöfe und Grafen des Reichs waren mit ihren Streitkräften erschienen. Am 9. Juni kam es bei Hohenburg an der Unstrut, nicht weit von Langensalza, zu einer möderrischen Schlacht, in welcher die Sachsen auf's Haupt geschlagen wurden. Der König selbst hatte viel zur Entscheidung beigetragen, indem er in die feindliche Schlachtordnung von der Seite einbrach. Ebenso verfolgte er den Sieg, und zerstreute einzelne Heerhaufen, die sich wieder zu sammeln suchten. Er verwüstete aber auch schonungslos das Land und zerstörte sowohl die Schlösser der Großen, wie die Hütten der geringen Leute. Das ganze Sachsenvolk lag wehrlos zu seinen Füßen. Unter Vermittelung mehrerer Bischöfe kam endlich ein Friede zu Stande, jedoch nur unter der Bedingung, daß sich das ganze Volk dem siegreichen Reichsoberhaupt unterwarf. Auf einer Ebene, südlich von Sondershausen, saß im Herbst 1075 der 25jährige König auf einem erhöhten Sitz, umgeben von seinen Kriegsobersten und dem zu beiden Seiten aufgestellten Heer; da nahten gesenkten Hauptes, barfuß und ohne Wehre, die sächsischen Fürsten und Edlen, geistlichen und weltlichen Standes, namentlich der Herzog Otto von Nordheim, die beiden Billungen, Hermann und Magnus, und andere, und baten fußfällig um Verzeihung und um Wiederaufnahme in seine Gnade. Er hob nun zwar die Acht auf und gab ihnen tröstliche Versicherungen, allein er ließ sie doch in ritterliche Haft nehmen.

Der König stand nun auf der Höhe seiner Macht, denn auch die andern Fürsten beugten sich vor ihm, und er schien nun ganz in die Fußtapfen seines Vaters zu treten. Es

mochte ihm auch zur Befriedigung gereichen, daß um diese Zeit der Erzbischof Hanno, sein alter Zuchtmeister, der mit den Sachsen eines Sinnes war, nach schmerzlicher Krankheit in die Grube sank. In der Fülle seines Triumphes kam eine Botschaft von Gregor VII., die ihn aufforderte, milde gegen die Besiegten zu verfahren, namentlich die sächsischen Geistlichen in Freiheit zu setzen und „vor allem sich der Investitur zu enthalten.“ Aber gerade diese Botschaft brachte den König auf den Gedanken, wie in weltlichen Dingen, so auch in geistlichen, nach der höchsten Gewalt zu streben, die einst sein Vater gehabt und geübt hatte. Er ahnte aber nicht, daß er sich dadurch in einen Kampf mit der geistlichen Macht verwickelte, welcher in jener Zeit ungewöhnliche Kräfte zu Gebote standen, mit einer Macht, die nichts Geringeres im Auge hatte, als die Herrschaft über die ganze christliche Welt. Der Papst hatte kurz vorher jenes Gesetz erlassen, wodurch er verordnete, daß die Investitur, d. h. die Bestätigung und Einweihung der geistlichen Würdenträger nicht mehr von den weltlichen Oberherrn, sondern von ihm selbst und seinem Legaten geschehen solle. Der siegreiche König bekümmerte sich wenig um dies Gesetz, sowie um das wegen Simonie oder Stellenverkauf. Dies bewies er durch die That, indem er dem althergebrachten Rechte gemäß, mehrere erledigte hohe Kirchenämter selbst besetzte. So ernannte er nicht nur einen Bischof von Bamberg, sondern auch Aebte in Fulda und Lorsch; und zu letzteren Aemtern hatte er zwei arme und geringe Mönche erhoben; von Simonie konnte bei dieser Vergebung mithin keine Rede sein, während andere Stellen allerdings vielfach an den Meistbietenden vergeben wurden. Damit nicht genug, dehnte er die Anwendung seines Rechts auch auf Italien aus, indem er unbekümmert um die rö-

mische Kurie in Mailand, Spoleto und Fermo Bischöfe einsetzte.

Ein solches Verfahren war eine offene Kriegserklärung gegen den Papst, der den Fehdehandschuh aufnahm. Nicht unbedacht ließ sich Gregor in den ernsten Kampf ein. Er wußte wohl, daß es sich darum handle, ob er den bisher siegreichen König zum Gehorsam gegen den römischen Stuhl bewegen, oder ob er selbst und die Kirche demselben unterthan sein werde; aber es war seine Ueberzeugung, daß er in seinem Rechte sei, daß er nach Gottes Willen handle, daher schritt er getrosten Muthes auf der gefährlichen Bahn vorwärts, freilich ohne zu bedenken, ob er auch die Mittel nach göttlichem Gebot anwende, ob er auch als Nachfolger des Meisters der Liebe handle.

Sofort ermahnte er durch Briefe und Boten den König, sich durch Buße mit der beleidigten Kirche auszusöhnen. „Wir ermahnen Dich", so schrieb er ihm, „daß Du die Herrschaft Christi über Dich anerkennest. Hindere nicht die Freiheit der Kirche, mit welcher er sich als seiner Braut verbunden hat, durch Deine Anmaßung, sondern hilf vielmehr Gott und dem heiligen Petrus dazu, daß sie so viel als möglich wachse. Ihnen verdankst Du den herrlichen Sieg über Deine Feinde."

Der verletzende Ton dieses Schreibens, und die Anmaßung Gregor's, nach welcher Heinrich sich den Befehlen des Papstes unterzuordnen habe, reizten seinen Zorn; doch war er in Folge seiner verfehlten Erziehung wankelmüthigen und unbeständigen Charakters, und schwach genug, an den Papst in den demüthigsten Ausdrücken seine Schuld einzugestehen, und schließlich Besserung zu versprechen. Dennoch war er keineswegs Willens, bei aller Demuth vor dem heiligen Petrus sich unbedingt dem Nachfolger desselben zu unterwerfen, daher blieb das gespannte Verhältniß nach wie vor

bestehen, und wurde auf die Spitze getrieben, als Heinrich den päpstlichen Bann, der einige seiner Räthe wegen Simonie getroffen hatte, vollständig mißachtete, und diese trotz wiederholter Ermahnungen in seiner Nähe ließ. Gregor der Siebente sah sich daher zu einem ernsteren Brief veranlaßt, welcher also beginnt: „Gregor der Bischof, Knecht der Knechte Gottes, dem Könige Heinrich Gruß und apostolischen Segen, wenn er dem Apostolischen Stuhle wie es einem christlichen Könige ziemt, Gehorsam erweiset."

Dieses Schreiben hatten Gesandte des Papstes nach Goslar an das Hoflager des Königs gebracht. Empört über die Botschaft, sprach sich der Monarch in den heftigsten Worten dagegen aus. Der ganze Hof, die anwesenden Bischöfe, Fürsten und Grafen, theilten den Zorn ihres Gebieters über das anmaßliche Auftreten des römischen Machthabers, und besonders war es der damalige Kanzler des Königs, der greise Bischof Wilhelm von Utrecht, welcher den allgemeinen Unwillen in einer längeren Rede Ausdruck gab. Als aber die päpstlichen Legaten die Anmaßung hatten, entrüstet über die klägliche Rolle, die sie unter solchen Umständen am Hofe spielten, den König zur Verantwortung vor die nächste Fastensynode in Rom zu citiren, so wurden sie schimpflich entlassen.

So war denn der völlige Bruch mit dem Papste eingetreten. Heinrich wollte und konnte nicht auf halbem Wege stehen bleiben.

Heinrich der Vierte beeilte sich nun, nach allen Seiten Boten zu schicken, um die Großen des Reichs nach Worms zu einem National-Concil einzuladen, um über Gregor den Siebenten Recht zu sprechen. Am 24. Januar 1076 fand die Versammlung statt; und da die in großer Anzahl erschienenen Fürsten und Bischöfe zur königlichen Partei ge-

hörten, so wurde die Absetzung des Papstes fast einstimmig beschlossen.

Das Absetzungs-Decret wurde von den Theilnehmern der Versammlung unterzeichnet, mit einem besonderen Schreiben versehen, nach Italien gesandt, von den lombardischen Bischöfen ebenfalls gebilligt, ebenfalls unterzeichnet und sofort dem Papst zugestellt. Gregor der Siebente solle seiner Würde verlustig sein und demnächst ein anderer Papst ernannt werden.

Mit dem Schreiben der Bischöfe ging gleichzeitig ein anderes des Königs an den Papst ab, welches mit der bezeichneten Aufschrift begann: „Heinrich, nicht durch Gewalt, sondern durch Gottes weise Fügung König, an Hildebrand, der nicht mehr Papst, sondern ein falscher Mönch ist," — und schloß: „Der heilige Petrus, ein Papst in Wahrheit, sagt: „Fürchtet Gott, ehret den König"; Du aber, weil Du Gott nicht fürchtest, verunehrst in mir seine Ordnung. Der heilige Paulus, wo er den Engel vom Himmel nicht schont, der Anderes als das Evangelium predigen würde, hat Dich, der Anderes auf Erden lehrt, nicht ausgenommen, wenn er sagt: „So irgend Jemand, ob wir oder ein Engel vom Himmel, euch würde Evangelium predigen anders, denn euch gepredigt ist, der sei verflucht." Durch diesen Fluch und unser und unserer Bischöfe Urtheil verdammt, steige also herab, verlaß den angemaßten apostolischen Stuhl; ein Anderer besteige den Thron Petri, der da nicht Gewalt unter dem Deckmantel der Religion übt, sondern die lautere Lehre des heiligen Petrus verkündet. Ich Heinrich, König von Gottes Gnaden, rufe Dir mit allen meinen Bischöfen zu: Steige herab, steige herab!"

In einem für die Römer bestimmten Schreiben an den Papst sagt Heinrich:

„Heinrich, König von Gottes Gnaden, an Hildebrand. Da ich bisher von Dir väterliche Gesinnungen erwartete und Dir in Allem zu großem Mißfallen meiner Getreuen

Gehorsam bewies, hast Du dies so erwiedert, wie es der schlimmste Feind meines Lebens und meines Reichs nicht besser vermocht hätte. Denn, nachdem Du zuerst mir Alles, was ich als ererbtes Recht von Deinem Sitze beanspruchen durfte, durch übermüthiges Wagniß entrissen, hast Du weiter fortschreitend auch das italienische Reich durch die abscheulichsten Ränke mir zu entziehen gesucht. Und damit noch nicht zufrieden, hast Du gegen die ehrwürdigsten Bischöfe, die uns auf das Engste, gleichwie die Glieder dem Haupt, verbunden sind, die Hand zu erheben Dich nicht gescheut und sie mit den dreistesten Beleidigungen und empfindlichsten Schmähungen gegen göttliches und menschliches Recht, wie sie selbst sagen, verfolgt. Ich suchte dies Alles mit scheinbarer Geduld zu übersehen; Du aber hieltest meine Geduld für Zaghaftigkeit und wagtest Dich sogar gegen mich, das Haupt selbst, zu erheben; denn Du sandtest mir die Dir selbst bekannte Botschaft, daß Du, um Deine eigenen Worte zu gebrauchen, entweder sterben oder mich um Reich und Leben bringen würdest. Diesem unerhörten Hochmuth meinte ich nicht mehr mit Worten, sondern mit der That entgegentreten zu müssen und berief eine Versammlung aller Bischöfe meines Reiches auf ihre eigenen Bitten. Als hier, was bisher Scheu und Ehrfurcht verschwiegen, bekannt wurde, trat aus den wahrhaften Aussagen derselben gegen Dich, die Du aus ihrem Briefe erfahren wirst, klar an den Tag, daß Du nicht länger den apostolischen Stuhl einnehmen kannst. Ihr Urtheil, weil es gerecht und billig vor Gott und Menschen schien, habe ich genehmigt: deshalb spreche ich Dir jedes Recht ab, was Du bisher als Papst geübt hast, und gebiete Dir nach dem Rechte des Patriciats, welches mir Gott verliehen und die Römer eidlich bestätigt haben, daß Du von dem Bischofsstuhle der Stadt herabsteigst."

Dieses Schreiben des Königs blieb bei den Römern wirkungslos. Dagegen hatte Gregor der Siebente eine Versammlung in der Kirche des Lateran zusammen gerufen, welche ansehnlich besucht, am 21. Febr. 1076 von ihm eröffnet wurde. Von Deutschland und der Lombardei war kein Diener der Kirche zugegen. Der Papst las selbst der

Versammlung die Schriftstücke vor; — die Aufregung wurde darüber so groß, daß der königliche Bote nur mit Mühe dem Tode entging. Die Antwort auf die überbrachte Botschaft, beschloß man, sollte der Bann sein, und nach einem Gebet an den heiligen Petrus verkündete Gregor vor der Synode sein Urtheil über Heinrich den Vierten. Es waren folgenschwere Worte, welche damals vom apostolischen Stuhle gesprochen wurden, und sie lauteten:

„Heiliger Petrus, Fürst der Apostel, neige gnädig dein Ohr zu uns und höre mich, deinen Diener, den du von Kindheit an gepflegt und bis auf diese Stunde aus den Händen der Gottlosen befreiet hast, die mich um meiner Treue willen zu dir gehaßt haben und hassen. Du bist mein Zeuge, und die h. Gottesmutter, meine Herrin, daß deine h. römische Kirche wider meinen Willen mich herbeizog zu ihrer Leitung, und ich keinen Raub beging, wenn ich deinen h. Sitz bestieg; denn lieber wollte ich mein Leben in stäter Pilgerschaft dahinbringen, als deinen h. Sitz um weltlichen Ruhmes willen an mich reißen. Und so glaube ich, daß nach deiner Gnade, nicht nach meinem Verdienst, es dir gefallen hat und gefällt, daß das christliche Volk das dir insbesondere anvertraut wurde, mir an deiner Statt Gehorsam leiste, daß mir um deinetwillen von Gott die Gewalt verliehen sei, zu lösen und zu binden im Himmel und auf Erden. Gestützt auf diesen Glauben, untersage ich Heinrich dem König, dem Sohne Heinrichs des Kaisers, der gegen deine Kirche mit unerhörtem Stolze sich erhoben hat, die Regierung des Reiches der Deutschen und Italiens und löse alle Unterthanen vom Eide der Treue, den sie ihm leisten oder geleistet haben, und verbiete, daß Jemand fernerhin ihm als König gehorche, im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes, in deinem Auftrag, h. Petrus, und mit deiner Vollmacht ausgerüstet. Denn es ist billig, daß der, welcher deine Ehre zu vermindern strebt, selbst die Ehre verliere, die er zu haben scheint. Und da er es verschmähete, wie es einem Christen ziemt zu gehorchen, und nicht zum Herrn zurückkehrte, den er verlassen hat, indem er Umganges pflegte mit Excommunicir-

ten, indem er meine Mahnungen, die ich ihm, du bist mein Zeuge! zu seinem Heile gegeben habe, verachtete; so binde ich ihn an deiner Statt mit den Banden des Fluches, auf daß die Völker wissen und bezeugen, daß du bist Petrus, der Fels, daß auf diesen Fels der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gebaut hat, und die Pforten der Hölle diese seine Kirche nicht überwältigen."

Noch nie war ein Strafurtheil von gleicher Bedeutung von einem Papste gefällt worden. Der Würfel war gefallen, — entweder mußte Papst Gregor der Siebente und sein System vernichtet werden, oder der deutsche König vor dem päpstlichen Stuhle sich beugen. Einen anderen Weg gab es nicht mehr.

Um Ostern 1076 kam die Nachricht von dem gegen den König geschleuderten Bann nach Deutschland, und Heinrich IV. sollte nur zu bald schon seine Folgen empfinden. Auf Pfingsten 1076 berief er eine Reichsversammlung nach Worms, um, wie es in seinem Einladungsschreiben hieß, „den Mönch Hildebrand zu bekämpfen, welcher Kirche und Reich, die durch Gottes Ordnung nicht in eine Hand gelegt seien, an sich reißen wolle." Da sich von den weltlichen Fürsten kein einziger eingefunden hatte, so kam es, obgleich die Bischöfe ziemlich stark vertreten waren, zu keinen weiteren Beschlüssen. Der König schrieb sodann auf Ende Juni einen Fürstentag nach Mainz aus, der aber auch nur schwach besucht war, nichtsdestoweniger aber doch die Reichsacht über den Papst aussprach. Nunmehr aber trat gar bald eine Umwandlung der Verhältnisse ein; Heinrichs Glücksstern war erblichen, denn schon waren die drei süddeutschen Herzöge und die Sachsen im vollen Aufstande wider die Reichsgewalt, und nun trat auch der Erzbischof Siegfried, sonst ein warmer

Anhänger seines Königs, zur Gegenpartei über, und alle feindlich gesinnten Parteigänger traten nunmehr auf die Seite des Papstes und suchten den mißliebig gewordenen König zu stürzen.

Im October hielten die Fürsten zu Tribur eine Zusammenkunft, um über die gefährliche Lage des Reichs zu berathen. Einstimmig wurde die Absetzung des Königs beschlossen. Derselbe hielt sich mit einem nur noch kleinen Häuflein Getreuer in Oppenheim auf, und war, von den Vorgängen in Tribur unterrichtet, sogleich wieder, wie früher, mit Versprechungen und Bitten zur Hand; — er versprach den Reichsständen, daß er ohne ihre Zuziehung in Zukunft keine Regierungshandlung mehr vornehmen wolle, — und als die Fürsten diesen Vorschlag zurückwiesen, erbot er sich sogar, ihnen die Leitung des Staats thatsächlich ganz zu übertragen, wenn sie ihm nur den Namen und die Ehrenzeichen des Königs lassen wollten.

Dieser Vorschlag war für die stets mehr und mehr nach Selbstständigkeit strebenden Fürsten zu verführerisch, als daß sie ihn ebenso kalt von der Hand weisen sollten. Sie beriethen daher lange hin und her, und vereinigten sich schließlich zu folgenden Beschlüssen: 1) der Papst möge in einer Versammlung des folgenden Jahres zu Augsburg über Schuld oder Unschuld des Königs richten; 2) bis zur Fällung des Urtheils solle Heinrich aller öffentlichen Geschäfte sich enthalten, und nach Entfernung der gebannten Hofleute in Speyer als Privatmann leben; 3) binnen Jahresfrist habe er von dem Kirchenbanne sich zu lösen, oder nach Ablauf der gestellten Frist aller Rechte auf die Krone verlustig zu werden.

Somit hatte Gregor einen vollkommnen Sieg erlangt, und Heinrich war von der Höhe der Macht, des Ansehens und der stolzesten Erwartung zur tiefen Erniedrigung herab-

gesunken; aber unter den Schlägen des Schicksals lebte in seiner Seele die Hoffnung, daß er sich wieder aufrichten, auf's Neue sein Haupt erheben, und seine Gegner in den Staub treten werde.

„Heinrich kam mit Wenigen vor das feste Schloß zu Canossa, wo wir uns aufhielten. Drei Tage stand er, alles königlichen Schmuckes beraubt, barfuß und mit einem wollenen Hemde angethan, in kläglicher (!) Gestalt vor dem Thore und hörte nicht eher auf, unter häufigen Thränen um apostolisches Erbarmen, Hülfe und Trost zu flehen, bis er alle Anwesenden so sehr zum Mitleid bewegte, daß sie unter vielen Thränen für ihn baten, und Alle über die ungewöhnliche Härte unsers Herzens erstaunten. Einige riefen sogar, **unser Betragen verrathe mehr tyrannische Wildheit und Grausamkeit, als apostolische Strenge.**“

Gregor VII.

Statt der Gnade, die einst Christus am Kreuze für seine Todfeinde vom Vater erfleht, hatte der Hohepriester in Rom den Bannfluch über seinen König ausgesprochen, und die deutschen Fürsten hatten dem priesterlichen Spruch durch Verrath an ihrem Herrn Kraft verliehen. Er selbst aber, der gebannte König, der vorher sein siegreiches Haupt hoch getragen hatte, war wie ein Kind geworden, das man durch eine Mummerei, durch einen vorgespiegelten Popanz in Schrecken gesetzt hat. Statt seine Getreuen, die fränkischen Vasallen, die Bürger der Städte am Rhein, Main, an der Lahn, in Schwaben und Baiern, um seine Fahnen zu sammeln, nach Italien seine Blicke zu richten, wo Städte, geistliche und weltliche Fürsten nur auf ihn warteten, um unter seiner Führung den unbeugsamen Nachfolger Petri, von seinem angemaßten Herrschersitz zu stoßen, statt diese

ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel in Anwendung zu bringen, dachte Heinrich nur darauf, sich vom Bann zu lösen. Er entschloß sich daher, selbst nach Rom zu gehen, ehe der Papst, wie derselbe verheißen, nach Deutschland käme, und auf der anberaumten Fürstenversammlung seine Thronentsetzung ausspräche. Im December 1076 begab er sich auf den Weg. Seine erklärten Anhänger, die gleich ihm vom Banne getroffen waren, hatten ihn verlassen, da er sich selbst ganz rathlos und hülflos erwies. Sie waren schon vorher nach Italien gepilgert, um an den Stufen des apostolischen Stuhles Buße zu thun, und um jeden Preis Gnade zu erbetteln von dem, der das Wort Gnade nicht kannte.

Der König war doch nicht ganz verlaßen; Bertha, sein treues Weib, das er zu Anfang seiner Ehe vernachläßigt und sogar verachtet hatte, war jetzt im Unglück seine treue Begleiterin. Sie folgte ihm in der rauhen Winterzeit auf dem beschwerlichen Weg über die Alpen. Die Päße, welche von Deutschland durch das Hochgebirge führen, waren von den Herzögen von Schwaben, Baiern und Kärnthen verlegt; man mußte durch Burgund, über Besancon, Genf und Savoyen den Weg einschlagen. In Susa nahm Bertha's Mutter, die gute Gräfin Adelheid, die Reisenden freundlich auf und gab ihnen Führer und bewaffnetes Geleite mit. Als aber die Höhen erklommen waren, fand man das Herabsteigen noch beschwerlicher und mit Gefahren verbunden. Der Schnee war daselbst gethaut und wieder überfroren, so daß die Bahn glatt und dadurch fast ungangbar war. Die Pferde konnten nicht gebraucht werden mehrere stürzten in den Abgrund. Die Männer, auch der König, mußten bisweilen auf Händen und Füßen fortkriechen. Die Frauen wurden von den hülfreichen Bergleuten an abschüssigen Stellen auf Rinderhäuten hinabgelassen.

Als man endlich im Thale anlangte, da umarmte die edle Gattin den Gemahl und versicherte ihn, daß sie, wie im Glück, so in der Tiefe des Unglücks in fester Treue bei ihm verharren werde. Im Januar 1077 gelangte man in die lombardische Ebene.

Groß war der Jubel im Lombardenland, als man hörte, der König sei angekommen. Man glaubte, man hoffte, er werde nun Gericht halten über den stolzen Bischof von Rom, der durch das Cölibat die Bande der Familien löste, der durch das von ihm erlassene Gesetz über die Investitur und damit verbundenen Verordnungen seine geistlichen Knechte über alle Fürsten, über alle weltliche Obrigkeit erhoben und sich selbst, als ihr Oberhaupt, zum obersten Herrn und Richter der christlichen Welt erklärte. Boten der Städte erschienen vor Heinrich und versprachen ihm ihren Beistand an Geld und bewaffneter Mannschaft; er hörte sie nicht an. Bischöfe und Aebte begehrten Berufung eines Concils, das den Baalspriester in Rom absetze; er antwortete nicht. Weltliche Fürsten forderten ihn auf, die Investitur mit dem Schwerte zu behaupten; er blieb stumm, wie zuvor. Da trat Cencius, ein vornehmer Römer, vor ihn. Er berichtete, er habe vor wenigen Monaten den priesterlichen Tyrannen an den Haaren aus der Peterskirche geschleift, er wolle ihn am Strick vor seinen königlichen Herrscher führen, wenn ihm derselbe Vollmacht und kriegerisches Gefolge verwillige. Wohl zuckte bei dieser Rede ein Strahl von Muth und Entschlossenheit über Heinrichs Angesicht, aber er versank bald wieder in das dumpfe, theilnahmlose Hinbrüten, das ihn untüchtig machte, einen kühnen Entschluß zu fassen; daher verließen ihn alle seine Anhänger, und er wanderte, von wenigen Getreuen begleitet, muthlos und thatlos nach Canossa, wo sich der Papst aus Mißtrauen gegen die Römer und aus Furcht vor dem König geborgen hatte.

Das merkwürdige Schloß Canossa lag auf dem breiten Rücken eines ziemlich steilen Bergkegels im Gebiete von Modena. Es gehörte der Markgräfin Mathilde von Tuscien, die das Volk die große Gräfin nannte, und zwar nicht blos wegen ihrer ausgedehnten Besitzungen, sondern auch weil sie im Frieden und im Krieg durch seltene Regententugenden unter den italischen Fürsten eine hervorragende Stellung einnahm. Sie sorgte für den Wohlstand ihres Volkes, so wie für dessen Sicherheit durch Anlage von Burgen und Unterhaltung einer wohlgeübten, bewaffneten Macht. Sie besaß wissenschaftliche Bildung, las die classischen Schriften des Alterthums, besonders aber und zwar täglich die heilige Schrift. Gleich ihrer Mutter Beatrix unterzog sie sich allen kirchlichen Uebungen und war mit ganzer Seele der päpstlichen Reform zugethan. Darum betrachtete sie auch den Papst als den Statthalter Gottes, dem die oberste Gewalt auf Erden zustehe. Sie war erfreut, dem geistlichen Oberhaupt eine sichere Zufluchtsstätte bieten zu können: das war die Burg Canossa, die von einer dreifachen Ringmauer umschlossen und reichlich mit Lebensmitteln versehen war. — Und hier, innerhalb der Mauern dieser Burg sollte sich ein Auftritt ereignen, wie er einzig in der Geschichte dasteht, und das menschliche Gefühl auf das äußerste erschüttert.

Bevor Heinrich nach Canossa aufbrach, gingen Boten zwischen den beiden hadernden Oberhäuptern hin und her; denn Gregor mißtraute noch immer den Versicherungen des Königs. Er wollte lieber, ehe er den Bann löste, nach Deutschland gehen, und auf dem Fürstentag als Schiedsrichter auftreten, damit Heinrich, oder ein neu gewählter König die Krone aus seiner Hand empfange. Darüber vergingen einige Tage. Erst auf dringende Vorstellungen der großen Gräfin und anderer Frauen, und nachdem er sich von der Zerknirschung und Bußfertigkeit des unglücklichen

Monarchen überzeugt hatte, gestattete er ihm den Eintritt in die feste Burg am 25 Januar 1077. Baarfuß, aller Zeichen seiner Würde entkleidet, im Büßergewande, erschien Heinrich endlich vor der Veste. Er schritt durch das Thor der äußern Ringmauer; aber hinter ihm schloß die Pforte, so daß ihm seine wenigen Begleiter nicht folgen konnten. Der innere Eingang war gleichfalls verschlossen, und er stand nun im Vorhof zwischen der dritten und zweiten Mauer. Drei Tage mußte er hier ohne Trank und Speise, unter freiem Himmel vom Morgen bis zum Abend, bei empfindlicher Kälte verweilen, um die Verzeihung des Papstes zu erflehen. Aber das Herz des Kirchenfürsten war hart, wie der Burgfelsen; es kannte kein Erbarmen. Nachdem er sich endlich überzeugte, daß der König aufrichtige Reue fühle, und der auferlegten Buße Genüge geleistet habe, ließ er ihn am vierten Tage in den Burgfrieden eintreten. Nachdem er noch das feierliche Versprechen gegeben, daß er sich zu jeder Zeit, die der heilige Vater bestimme, mit den Fürsten des Reiches vergleichen und sich dem päpstlichen Ausspruch unbedingt unterwerfen, auch dem kirchlichen Oberhaupt sicheres Geleite nach Deutschland verbürgen wolle, erhielt er Zutritt in den Saal, wo der stolze Hohepriester, umgeben von geistlichen und weltlichen Würdeträgern, auf erhöhtem Stuhle sitzend, den reuigen Sünder erwartete. Durch Handschlag beglaubigte hier der Monarch sein Versprechen; dann warf er sich mit anderen Gebannten an die Stufen des päpstlichen Thrones nieder und flehte um Absolution und Lossprechung vom Bann. Nunmehr erhob Gregor die Sünder, löste den Fluch der Kirche und ertheilte ihnen den apostolischen Segen. Eine feierliche Messe und darauf ein Frühmahl, an dem der Sieger und der Besiegte Theil nahmen, schloß den Act, durch welchen, wie man glaubte, die Versöhnung hergestellt war.

Das war der Verlauf des weltgeschichtlichen Tages von Canossa. Das Königthum lag zertrümmert an den Stufen des priesterlichen Thrones. Rom hatte einst mit den Schwertern seiner Legionen die Völker der Erde, soweit sie damals bekannt war, überwältigt und in Bande der Knechtschaft geschlagen, es waren aber doch nur die Leiber der Menschen, ihre irdischen Güter, denen das Joch auferlegt wurde; der Glaube, die Welt der Gedanken, blieb frei und unberührt von den Machtgeboten der stolzen Herrscher. Das christliche, das priesterliche Rom breitete seine Herrschaft über die Seelen der Menschen aus, sein Segen erhob in den Himmel, sein Fluch stürzte in die Hölle; es konnte bannen und lösen, verdammen oder selig und heilig sprechen, es war mit göttlicher Macht ausgerüstet, um über den freien Menschengeist zu herrschen, bis dieser mit den Waffen der Wissenschaft die Fesseln sprengte, und, ob auch durch Ströme vergossenen Blutes, seine angestammte Freiheit wieder errang. Die unglücklichen Opfer, die zu Tausenden der Fanatismus in Kerker warf, auf Galeeren schmiedete, zu den Flammen des Holzstoßes verurtheilte, klagen laut die stolze, schonungslose Priestermacht an, die am Tage von Canossa gleich einem unheilverkündenden Meteor am Himmel der Christenheit sich erhob. Sie bezeugen, daß auch das Edelste und Herrlichste, daß das Himmelreich der Liebe und Gnade durch menschliche Leidenschaften verkehrt und in eine Hölle verwandelt werden kann. Und diese Priestermacht ist noch nicht völlig überwunden: sie findet immer noch zahlreiche Anhänger in der gedankenlosen Menge, die am Gängelbande betrügerischer Vorspiegelungen willig den römischen Söldlingen Gehör schenkt, die gegen Pflicht und Recht, und selbst gegen das eigene Vaterland, den Machtgeboten des apostolischen Stuhls blindlings zu folgen bereit sind.

Gregor VII. und Heinrich IV. bis zu ihrem Ende.

Reue verschmäht der entschlossene Geist; auch unter Ruinen
Seiner verwegenen That stürzt er mit lächelndem Trotz;
Schwankenden Frevlern vergönnt er und Feigen die knechtische Tugend,
Welche das Unglück nur, nicht das Verbrechen beweint.

Finster und schweigsam kehrte Heinrich nach der Lombardei zurück. Er mochte wohl in wahrer Zerknirschung Buße gethan haben, allein wenn er nun über die ausgestandenen unerhörten Leiden und Demüthigungen, und über die Härte und den Stolz des Papstes nachdachte, so fühlte er sich in seiner königlichen Ehre tief gekränkt, und Gedanken der Rache stiegen in seiner Seele auf. Er fand aber auch überall Burgen und Städte verschlossen, man rief ihm höhnende Worte nach, wie er ein Knecht des Papstes, ein Bettler an dessen Thüre sei, wie er statt des Purpurs eine Kutte tragen sollte, und ähnliche Schmähungen. Der Hohn

schnitt ihm in die Seele, wie ein scharfes Schwert, und weckte ihn aus der Betäubung, daß er den knabenhaften Kleinmuth abschüttelte und als Mann, als König auf der Bühne des Lebens erschien. Er entsandte seine Diener und Freunde, die zum Theil gleich ihm von dem übermüthigen Priester Mißhandlungen erlitten hatten, zu geistlichen und weltlichen Fürsten, und zu den Bürgern der Städte, wo sie Zutritt fanden. Sie erklärten, wie nicht Fügsamkeit unter des Papstes Machtgebot, sondern der Trotz, die Feindschaft der Großen im Reich ihn gezwungen habe, um Befreiung vom Bann nachzusuchen; wie er die, welche auf seine Seite träten, um sich versammeln und auch belohnen, wie er an ihrer Spitze für sie und ihr Recht bis in den Tod fechten werde. Diese Reden thaten ihre Wirkung. Es traten zu ihm die Bischöfe Wibert von Ravenna, Tedalt von Mailand, auch der kühne Cencius und viele Grafen und Edle. Er gewann so sehr in der Lombardei die Oberhand, daß Gregor die Reise nach Deutschland nicht zu unternehmen wagte. Als derselbe Heinrich aufforderte, er solle ihm das Geleite zur Versammlung der Reichsfürsten geben, entschuldigte er sich mit dem Drange der Geschäfte. Er hatte nicht blos Thatkraft, sondern auch Klugheit unter den Schlägen des Schicksals gelernt und urtheilte sehr richtig, daß die Zeit noch nicht erschienen sei, mit dem Papste zu brechen. Ehe aber diese Zeit erschien, kam die Nachricht aus Deutschland, die Fürsten hätten, ohne seine Rückkehr abzuwarten, seine Absetzung ausgesprochen, und den Herzog Rudolph von Schwaben zum König gewählt. Das war der zerschellende Schlag, den er hatte vermeiden wollen, dessen Drohung ihn ehemals so sehr in Schrecken gesetzt hatte, wie das unmündige, hülflose Kind. Jetzt erschrack er nicht, sondern er war darauf bedacht und entschlossen, dem Unheil mit Kraft zu begegnen. Von den königlichen Gütern in Italien bezog er ansehnliche Einkünfte,

andere Besitzungen verpfändete er, und brachte dadurch bedeutende Summen zusammen. Damit warb er Mannschaft und zog darauf über die Alpen nach Deutschland, wo ihm bald noch mehr Kriegsvolk zulief. Es sammelten sich aber auch Fürsten und Edle um ihn, und Bürger und selbst hörige Bauern griffen nach den rostigen Schwertern, um ihrem Könige Beistand zu leisten; denn in Hütten und Palästen erzählte man sich die Mähre von dem, was er in Welschland durch Pfaffenhochmuth erduldet hatte. Wohl hatte Herzog Rudolph von Schwaben, dem man die Krone auf's Haupt gesetzt, großen Anhang, und darunter kriegserfahrene Männer, wie namentlich den Herzog Otto von Nordheim, doch vermochte er sich nicht in Schwaben und Baiern zu halten; er mußte vielmehr nach Sachsen entweichen, wo der Haß gegen den fränkischen Herrscher noch nicht erloschen war.

Nunmehr zog Heinrich siegreich durch die südlichen Gaue, überall freudig begrüßt, namentlich in Regensburg. Da kam ihm die Bürgerschaft mit wehenden Bannern entgegen und führte ihn unter großem Gepränge in die Stadt. Unter solchen Beweisen von Liebe und Treue ward es dem Könige wohl, und frohe Hoffnungen schwellten seine Brust. Seine liebenswürdige Persönlichkeit zeigte sich jetzt, nicht mehr verschleiert durch den Leichtsinn und die Anmaßlichkeit der mißleiteten Jugend, sondern frei und offen, Aller Herzen gewinnend. Er suchte Jedem zu seinem Recht zu verhelfen, theilte reichlich Gaben aus, ermuthigte, tröstete, und erwies sich als ein rechter Vater des Volkes. Darum ward er, wo sich seine hohe, schlanke Gestalt zeigte, mit Liebe und Verehrung empfangen, und als der Retter aus aller Noth betrachtet. Indessen konnte er nicht überall gegenwärtig sein, und hinter ihm erhoben sich wieder die Wogen des Hasses, der wüthenden Entzweiung in blutigen Fehden; Eigennutz und Selbstsucht trieben ihr verbrecherisches Spiel

mit Verträgen, Eiden und selbst mit der Liebe, die sonst die Verwandten mit einander verband. Die Legaten des Papstes schürten das Feuer der Zwietracht; sie ließen den Frieden nicht gedeihen.

Als sich Heinrich stark genug fühlte, rückte er nach Sachsen vor, wo der Gegenkönig Rudolf, den man spottweise den „Pfaffenkönig" nannte, inmitten seiner kriegerischen Anhänger sein Lager aufgeschlagen hatte. 1078 kam es bei Melrichstadt zur Schlacht. Der linke Flügel der Sachsen, wo Rudolf befehligte, wurde in die Flucht geschlagen, wobei viele Grafen, Ritter und Bischöfe ihren Tod fanden, andere, und selbst der päpstliche Legat, in Gefangenschaft geriethen. Dagegen siegte Otto von Nordheim auf dem andern Flügel über die königliche Macht. Da hier keine Entscheidung erfolgt war, so ging der schonungslose Krieg in allen Gegenden des unglücklichen Reiches fort. Vergebens sandten der sächsische Fürst und andere Anhänger Rudolf's Boten an den Papst mit der Aufforderung, er solle ihren König anerkennen, dessen Gegner für abgesetzt erklären und von Neuem mit dem Banne belegen; der Mann in Rom hielt es für vortheilhafter, die beiden Herrscher gewähren zu lassen, bis sie erschöpft, ihn als Schiedsrichter zur Entscheidung aufrufen würden. Die Ströme Blutes, die verwüsteten Felder, der Jammer des zertretenen Volkes bekümmerte ihn nicht. „Durch das Blut Christi ist die Welt erlöst worden," sprach der Priester in Rom, „durch Vieler Blut muß sein Reich ausgebreitet und der Stuhl Petri über alle irdische Gewalt erhöht werden." Er vergaß nur, daß Christus aus Liebe zu den Brüdern sein Blut und Leben hingab, daß er, der Papst, aber das Blut der Völker seinem Hochmuth und Ehrgeiz zum Opfer brachte.

Der Streit dauerte ohne Entscheidung fort, bis die Kö-

nige mit ihren Heeren 1080 unfern von Mühlhausen (bei Flarchheim) auf einander trafen. Abermals siegte der unbezwingliche Nordheimer, während Rudolf's Heerhaufen in die Flucht geschlagen wurden. Da dieser Ausgang für einen vollständigen Sieg des Pfaffenkönigs ausgegeben wurde, so hielt es der Papst jetzt für geeignet, mit Entschiedenheit aufzutreten. Er sprach abermals auf einer Synode zu Rom die Absetzung Heinrich's aus, und wiederholte den Bannfluch über ihn und alle seine Anhänger. Der gebannte König dagegen wanderte jetzt nicht mehr nach Canossa, sondern ließ auf einer Versammlung zu Mainz die Absetzung des Papstes und die Wahl eines rechtmäßigen Kirchenoberhauptes beschließen. Im Herbst desselben Jahres 1080 erfolgte die dritte Schlacht an der Elster. Auch hier focht Otto mit entschiedenem Glück. Er verfolgte die Völker Heinrichs, allein bei der großen Ausdehnung des Schlachtfeldes gewahrte er nicht, wie sein König noch immer im Kampf mit einem entschlossenen feindlichen Heerhaufen rang. Der Anführer dieser streitbaren Schaar war Gottfried von Bouillon, ein treuer Anhänger seines Königs. Er traf nach einer freilich späteren Angabe mit Rudolf selbst zusammen, hieb ihm die rechte Hand ab, und gab ihm einen Stich in den Unterleib, dann trat auch er mit seinen Geschwadern den Rückzug an. Als Otto von der Verfolgung zurückkam, fand er den zum Tode getroffenen Genossen in den Armen seiner Getreuen. Derselbe wurde nach dem nahen Merseburg gebracht. Er ließ sich daselbst die abgehauene Hand zeigen und sagte: „Mit dieser Hand habe ich einst meinem Herrn Treue gelobt; darum habe ich sie verloren. Gott hat gerichtet.“ Es waren seine letzten Worte. Sein Leichnam wurde in der Kirche zu Merseburg mit königlichen Ehren beigesetzt. „Gott hat gerichtet!“ so sprach und wiederholte man in allen Gauen der deutschen Erde, und doch hörte

der Streit nicht auf. Man wählte einen neuen Gegenkönig, den Grafen Hermann von Luxemburg, den man spottweise den „Knoblauchskönig" nannte, und der nur ein Spielball der Parteien war, sich bald auf sein Besitzthum zurückzog, und in einer unbedeutenden Fehde sein Leben einbüßte. Indessen wuchs doch Heinrich's Ansehen und Anhang mehr und mehr. Zwar verließ ihn in einer Schlacht bei Bleichfeld, nördlich von Würzburg, das Glück, obgleich er mit großem Muth gegen die Uebermacht kämpfte, und selbst das königliche Banner den feindlichen Händen entriß; doch der wilde Ekbert von Meißen, der die Feinde anführte, wurde bald nachher bei einem Ueberfall erschlagen, und Heinrich gewann so sehr die Oberhand, daß er, was längst sein sehnlichster Wunsch war, nach Italien aufbrechen konnte, aber nicht im Bußgewand gen Canossa, sondern mit Heeresmacht, zu richten, zu strafen, zu rächen.

Auch im schönen Südland hatte der Streit bisher nicht geruht: hier für den König, dort für den Papst schaarten sich die Parteien, und schwangen hüben und drüben die Schwerter im entsetzlichen Bürgerkrieg. Unter dem dunkeln Laub, das die Goldorangen umzieht, strömte das Blut der Streitenden, wie unter den mächtigen deutschen Eichen. Heinrich's Gegenwart gab seinen Anhängern das Uebergewicht. Auf einer Synode ward abermals Gregor für abgesetzt erklärt, und darauf zur Wahl eines neuen Papstes geschritten. Die Mehrzahl der anwesenden Kirchenfürsten erklärten den Erzbischof Wibert von Ravenna für geeignet und würdig, den apostolischen Stuhl zu besteigen. Unter wechselnden Kämpfen öffneten sich endlich dem Könige die Thore der ewigen Stadt, als er sie zum dritten Male belagerte. (1083.) Gregor hatte sich mit der getreuen Markgräfin Mathilde in die feste Engelsburg zurückgezogen, und konnte es nicht hindern, daß sein Gegner unter dem Namen

Clemens III. gewält wurde, und nun seinerseits dem Könige die Kaiserkrone auf's Haupt setzte. Dagegen erschien im folgenden Jahre aus Unteritalien der ihm verbündete Robert Guiscard mit seinen Normannen. Vor Rom erzwang er mit Uebermacht den Eingang in die Stadt, die Raub und Brand erdulden mußte, und brachte den unbeugsamen Papst nach Salerno in Sicherheit, wo derselbe 1085 sein an Thaten und Unthaten reiches Leben beschloß. „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung"; das waren seine letzten Worte, die wohl seine Ueberzeugung aussprachen; denn es ist eine häufig wiederkehrende Erscheinung, daß geistig reich begabte Menschen, die von einer Idee erfüllt und dafür begeistert sind, sich berufen glauben, dieselbe in der äußern Welt in Ausführung zu bringen. Sie werden in diesem Glauben bestärkt, wenn sie durch die Kraft ihres Geistes und durch die Verknüpfung der Umstände auf dem Wege des Lebens hoch empor gehoben werden. Mißlingt es ihnen dennoch, das ihnen vorschwebende Ideal zu erreichen, wird es in weite Ferne gerückt, so werfen sie die Schuld nicht auf die eigenen Mißgriffe und Verirrungen, sondern auf den Unverstand der Welt, der sie nicht begreift, oder auf das widrige Schicksal, das die Dummheit und Ungerechtigkeit erhebt, die Weisheit und Gerechtigkeit zu nichte macht. Ob Gregor in seinen letzten Stunden prophetisch in die ferne Zukunft blickte, ob er die Foltern und Kerker, die flammenden Holzstöße, den unsäglichen Jammer der Unglücklichen vor Augen hatte, die seinem System zum Opfer fielen, darüber hat uns kein Chronist Kunde gegeben.

Mit dem Tode des gewaltigen Mannes war der Parteikampf nicht beendigt. Seine Anhänger erwählten Victor III. zu seinem Nachfolger, der ungern den apostolischen Stuhl

bestieg, und schon nach Jahresfrist und manchem schmerzlichem Wechsel ins Grab sank. Urban II., der nach ihm den Stuhl Petri bestieg, wußte mehr durch Verschlagenheit und List, durch rechtliche und unrechtliche Mittel, als durch Krieg und Waffengewalt sein Ansehen zu behaupten.

Kaiser Heinrich stand indessen unter allen Stürmen, unter Siegen und Niederlagen unerschüttert und des hohen Amtes würdig, das ihm übergeben war. Endlich aber wußte höllische List und Bosheit eine Stelle aufzufinden, wo der unverzagte Held verwundet, wo er vielleicht zum Tode konnte getroffen werden. Es war das eigene Haus, das man ausersehen, es waren die hoffnungsvollen Söhne des Monarchen, die man durch das Gift trügerischer Verlockung gegen den Vater in die Schranken rief. Heinrich hatte seinen ältesten Sohn Konrad zu seinem Nachfolger und zum König wählen lassen. Der junge Fürst von anmuthiger Gestalt und sanften, fast schwärmerischen Zügen, sah mit Unmuth die Gräuel des fortdauernden Krieges. Da wußten sich Versucher in seine Nähe zu drängen, die ihm von der Kirchenspaltung, den Wirkungen des Bannes schreckliche Dinge zuflüsterten, und ihm aufbürdeten, es ihm zur Pflicht machten, zum Heil der Kirche, zum Segen der Christenheit nach dem Willen Gottes dem Unwesen zu steuern. So geschah das Unglauliche: Der sanfte, sonst immer gehorsame Sohn erhob die Fahne der Empörung.

Heinrich lag zu Felde gegen die Burgen und das Kriegsvolk der Markgräfin Mathilde, als er die Nachricht erhielt. Er wollte den unbotmäßigen Sohn ergreifen lassen, aber dieser entfloh zur Markgräfin, gewann die Hand einer normännischen Fürstentochter, und sah sich bald von den meisten lombardischen Städten anerkannt. Indessen, wie sein Stern rasch zum ungewöhnlichen Glanze sich erhoben hatte, ebenso schnell erblich er, und sank in das Meer des Vergessens und

Vergessens. Er sah sich nach und nach von seinen Anhängern verlassen und aufgegeben, und zog sich auf ein einsames Schloß zurück, wo er, von Gewissensbissen gequält, unbeachtet und unbeweint 1101 sein Leben beschloß.

Unterdessen waren die Kreuzzüge, von Urban II. befördert, von Heinrich wenig beachtet, vorüber gebraust; auch starb der genannte Papst 1099, sein Gegner Clemens III. folgte demselben im Jahr 1100 in's Grab; aber die Kirchenspaltung dauerte fort und der Kaiser, den weder der kirchliche Bann, noch die Waffen der päpstlichen Partei zu erschüttern vermochte, ward heimlich und öffentlich, in Hütten und Palästen von geschäftigen Sendlingen der Kurie als Urheber und Förderer des kirchlichen Unfriedens, ferner der fortdauernden Kriege und Verwüstung angeklagt. Seine Hoffnung aber ruhte nun auf seinem zweiten Sohne, der seinen Namen trug. Auf ihn war der Muth, die Thatkraft und auch die Klugheit des Vaters übergegangen. Daher wurde derselbe an Stelle des unwürdigen Konrad nach des Vaters Wunsch ohne Widerrede als dessen Nachfolger und als König anerkannt. (1099) Auch ihn umstrickte die feindliche Partei, und sie hatte leichteres Spiel, als bei seinem unglücklichen Vorgänger; denn er war ehrgeizig, herrschsüchtig, und wußte doch seine Begierden und Leidenschaften unter der glatten, freundlichen Außenseite zu verdecken. Er hörte die Flüsterer von der Rechten und Linken, ohne seine Meinung zu offenbaren, denn er fürchtete des Bruders Schicksal. Als er aber Alles wohl vorbereitet hatte, als der Kaiser voll Vertrauen ihm freies Spiel ließ, da warf er plötzlich die Maske ab und stellte sich an die Spitze der Gegner. Heinrich war bei der Nachricht tief erschüttert; er sandte Boten, eigenhändige Briefe an den entarteten Sohn, erinnerte ihn an seine Pflicht und wie er nur für ihn, um ihm die Nachfolge zu sichern, gekämpft,

gelitten, Jahre lang gestrebt habe; es war Alles umsonst. So mußten denn die Waffen Entscheidung bringen. Schon standen die beiden Herrscher, Vater und Sohn, bei Coblenz am Rhein einander gegenüber; da schien endlich der junge König gerührt; er kam mit seinem Vater zusammen, und als dieser auf die Kniee fallend, ihn beschwor, von seinem Vorhaben abzustehen, und sein früh ergrautes Haupt zu ehren, fiel er neben ihm nieder und gelobte bei Gott und Allem, was im Himmel und auf Erden heilig sei, daß er seinen Fehltritt bereue, daß er seinem Kaiser und Vater künftig treu und ergeben sein werde. Beide Herrscher traten darauf Hand in Hand versöhnt vor ihre Völker und zogen stromaufwärts. Der verrätherische Sohn beredete seinen arglosen Vater, daß er auf der Bürg Böckelheim bei Kreuznach einkehrte, indem er ihm Feindseligkeiten von Seiten des Mainzer Erzbischofs Ruthard vorspiegelte. Hier geschah sodann die Gefangennahme des Unglücklichen, Vielgeprüften. Nachdem der Monarch auf der genannten Veste Hohn und Schmach, sogar Entbehrungen jeder Art erduldet hatte, wurde er vor die versammelten Fürsten nach Ingelheim gebracht, seiner Würde entsetzt und genöthigt, die Reichsinsignien, die er auf Hammerstein bei dem befreundeten Graf geborgen hatte, auszuliefern, und einige Bischöfe entrissen ihm sogar mit Gewalt die Zeichen seiner Würde. „Wer will es wagen, seine Hände an das verrathene Reichsoberhaupt zu legen?“ rief ihnen Heinrich IV. entgegen, aber die Verkündiger der Liebe und Vergebung predigenden Christuslehre fragten nicht danach. Trotz aller Demüthigung konnte er jedoch zu einer Bußfahrt nach Rom nicht bewogen werden.

Nach dem Fürstentag blieb er in der Pfalz zu Ingelheim, unbehindert, jedoch ohne sich mit Reichsgeschäften zu befassen. Indessen regte sich überall der Unwille über die

Mißhandlung des Reichsoberhauptes. Die Bürgerschaften der Städte am Rhein und Main machten Miene, ihm Hülfe zu leisten. Deßwegen wollte ihn der König in lebenslängliche Haft nehmen lassen, damit er unschädlich sei. Heinrich erhielt Nachricht von dem unmenschlichen Vorhaben und zugleich Hülfe. Ein Schiff nahm ihn bei nächtlicher Weile auf und führte ihn durch die Anstrengung der Ruderer in 25 Stunden nach Köln. Freudig empfingen ihn die Bürger, verhießen ihm alle Hülfe und führten ihn unter sicherem Geleite nach Lüttich, wo ihm Bischof Otbert ebenso ergeben war, wie die gesammte Bevölkerung. Vergebens aber schrieb Heinrich Briefe an den Papst und an seinen Sohn, worin er nur bat, man möge ihm eine Stätte gönnen, wo er seine letzten Tage ungestört zubringen und sein müdes Haupt endlich zur Ruhe legen könne; der römische Priester hatte so wenig Erbarmen mit dem überwundenen Gegner, wie ehemals die Legionen mit den eroberten Staaten, und der junge Heinrich, erschreckt durch die allerwärts hervortretenden Zeichen von Theilnahme an dem Schicksal des Kaisers, erließ gegen den alten, verfolgten Mann ein Reichsaufgebot. Schon schickte Heinrich sich an, die unselige Flucht fortzusetzen, aber Bischof Otbert versicherte, er werde lieber Habe und Leben auf's Spiel setzen, als daß sein Gast und kaiserlicher Herr in den Wäldern bei den wilden Thieren Schutz suche. Auch der Herzog von Niederlothringen zog mit allen seinen Mannen und Vasallen dem Kaiser zu Hülfe. Als nun die königliche Macht anrückte, den gebannten und geächteten Monarchen zu greifen, brach der Lothringer aus einem Hinterhalte hervor, überfiel den feindlichen Heerführer, hieb nieder, was Widerstand leistete, und sprengte das übrige flüchtige Kriegsvolk in die Maas. Dieser Sieg verschaffte dem Kaiser neue Anhänger. Die gesammte Bürgerschaft von Köln stand für ihn in Waffen, so daß er

wieder sein Haupt erhob und sich zum Entscheidungskampf rüstete.

König Heinrich V. mußte jetzt gleichfalls alle Mittel aufbieten, um die wankende Krone auf seinem Haupte zu befestigen. Während er aber damit beschäftigt war, kam die unerwartete Nachricht, sein Vater sei dem Gram und den Sorgen erlegen, er sei am 7. August 1106 gebrochenen Herzens zur ewigen Ruhe eingegangen. Ob der neue Herrscher der nun gesalbt, gekrönt und allgemein anerkannt wurde, Reue fühlte, oder ob er die peinlichen Gedanken unter dem Gepränge der Krönung und weiteren Erfolge vergaß, das steht nicht in den Chroniken verzeichnet; daß aber der Fluch des Vaters auf ihm ruhte, und am Ende alle seine klug angelegten Pläne vereitelte, das lehrt die Geschichte.

Diese Richterin der menschlichen Thaten und Unthaten lehrt auch, daß Priesterhaß selbst über Tod und Grab hinüber reicht; denn der Leib des Kaisers durfte nicht in geweihter Erde beigesetzt werden. Er ruhte Anfangs auf einer kleinen Insel in der Maas, wo ein frommer Pilger bei ihm Wache hielt, und Bußpsalmen sang, dann kam er nach Speyer in eine noch ungeweihte Kapelle des Doms, den der Kaiser mit großen Kosten hatte aufführen und schmücken helfen. Erst fünf Jahre später wurde ihm eine Stätte in der Gruft seiner Vorfahren verstattet.

Von Canossa bis Berlin.

Was hier der Mensch, die Völker leiden,
Verschuldet ist es oft, und Prüfung wird's,
Doch steht ein Ziel. Die letzte schönste Kraft,
Die lange schlummert, unerkannt und still,
Im Innersten des Lebens — sie erwacht.
Sie wird sich inne, wenn das Feindliche
Sich nah' und näher drängt; dann wird die Gluth,
Die uns Verbrechen schien, ein mildes Licht,
Ein Morgenroth, es blüht ein neues Leben,
Besonnen, hell und reif in schöner Kraft
Aus der Bedrängniß göttergleich empor.

A. H. Grambach.

Die weitgehenden rein weltlichen Bestrebungen und Pläne Gregor's VII. fanden in seinen Nachfolgern energische Vertreter, und der Grundsatz, daß sich die weltliche Macht der geistlichen unterzuordnen habe, rief auch fernerhin die erbittertsten Kämpfe hervor, die sich von Heinrich des Vierten Zeit an durchs ganze Mittelalter hinzogen, — dem deutschen Reiche große Opfer auferlegten, dem apostolischen Stuhl aber durchgehends wenig Ehre, wenig Ansehen und noch weniger Gewinn und Vortheil brachten. — Wohl machte der nachherige Papst Alexander

der Dritte als päpstlicher Legat auf dem Reichstage zu Besancon sagen: „Von wem andern hat der Kaiser das Reich als vom Papst?!“ — aber in diesem deutschen Reiche herrschte noch ein edler Hohenstaufe, der einsichtsvolle, hochgebildete Friedrich der Zweite, der einem saracenischen Großen antwortete, als ihn dieser nach der Bedeutung und Verwandlung der Hostie fragte: „Unsere Priester spiegeln uns vor, daß dies Gott sei! — Wie lange wird dieser Betrug (!) noch dauern?!“

Was Wunder da, daß gerade während seiner Regierung (1211—1250) der Kampf um die weltliche und geistliche Macht am lebhaftesten entbrannte! Aber der vielmals mit Bannflüchen beladene Kaiser Friedrich der Zweite behauptete als Reichsoberhaupt sein Recht, und verwarf bis an sein Ende den Glauben an alles Uebernatürliche. Da mochte wohl der vom Geiste Gregor's des Siebenten durchdrungene Papst Innocenz der Vierte an die nicht gebrochene Machtstellung des Kaisers gedacht haben, als er einmal erzürnt ausrief: „Wir müssen uns mit dem Drachen, dem Kaiser, vergleichen oder ihn zertreten!“ — Und als derselbe Papst sich erdreistete, ihn seiner Würden zu entsetzen, und die deutschen Fürsten wider ihn aufzuwiegeln, da rief Friedrich der Zweite voll Stolz und Herrschergefühl: „Wie! dieser Papst hat es gewagt, mich der Krone zu berauben? Woher kommt eine solche Kühnheit, ein solches vermessenes Beginnen? Wo sind meine Kronen? Man bringe mir sie!“ — Als man die Kronen brachte, setzte er eine auf sein Haupt und sprach voll Bewußtsein seiner Kraft und seines Werthes: „Noch habe ich meine Kronen, und weder Papst, noch Kirchenversammlung werden sie mir ohne blutigen Kampf entreißen. Der Papst meint mir zu schaden, wenn er mich, den

Ersten aller Fürsten, mich den Kaiser, dem Niemand im Range gleich ist, von dem Gipfel der Hoheit herabzustürzen sucht; doch er hat mir genützt, denn meine Stellung ist nun natürlicher. Vorher sollte ich Innocenz dem Vierten als Kirchenoberhaupt, wenn nicht Gehorsam,(!) doch Ehrerbietung erweisen; jetzt hat er mich durch seine Vermessenheit aller Pflichten der Liebe und Achtung entbunden, und ich kann ihm nun ohne Anstand die Schärfe meines Schwertes zeigen."

Das waren echte deutsche Worte! und Friedrich II, säumte nicht, den Kampf gegen den Papst mit aller Energie und Thatkraft aufzunehmen. Er traf zu diesem Zweck die mannigfachsten Anstalten, und bemühte sich durch beredte Darstellung der Uebergriffe und der Ungerechtigkeit des Papstes mit Macht auf die öffentliche Meinung einzuwirken. An die Könige und Fürsten erließ er gleichzeitig ein Rundschreiben, in welchem er in höchst scharfsinniger Weise auseinandersetzte, daß das Kirchenoberhaupt kein Recht habe, über die Kaiserwürde nach Willkür zu verfügen, oder Könige ein- und abzusetzen. „Allerdings", sagte Friedrich, „ist es Sitte, daß der Papst den Kaiser krönet; wenn aber daraus die Befugniß zur Absetzung des Gekrönten entspringen soll, so müßte das gleiche Recht allen Bischöfen zustehen, welche die Fürsten salben."

Der Papst entgegnete hierauf, er sei das Oberhaupt der ganzen Welt und habe Gewalt, die Könige zu richten: denn nicht blos eine priesterliche, auch eine königliche (!) Macht habe Jesus gegründet und dem heiligen Petrus die Zügel des irdischen und himmlischen Reichs gegeben.

Solchen Grundsätzen gegenüber wuchs die Erbitterung, und wurde der Streit zwischen der weltlichen und geistlichen

Macht auch in der That leidenschaftlicher als je fortgeführt; — und als am 13. December 1250 der erst 55 Jahre alte Friedrich der Zweite verschied, rief der hartherzige, starrsinnige Papst jubelnd aus: „Die Erde möge jauchzen und der Himmel frohlocken, daß der Herr seine Kirche gerettet."

Mit dem Untergang des edlen Hohenstaufengeschlechtes (1268), welches über ein Jahrhundert lang sowohl mit dem Schwerte, als auch mit den Waffen des Geistes für das Ansehen und die Machtstellung des Königthums wider die Anmaßlichkeit und Herrschbegier des Papstthums gestritten, schien der Sieg des apostolischen Stuhls für ewige Zeiten befestigt, denn der Papst hatte ja das sehnsüchtig erstrebte Ziel erreicht: der deutsche Kaiser war zum Lehnsmann des römischen Bischofs herabgesunken.

Mit dem endlichen Siege aber sank auch das Papstthum allmählich von seiner schwindelnden Höhe herab, aber es war und blieb noch lange stark genug, um die Gedanken der Menschen, den freien Menschengeist in den Fesseln der Finsterniß zu erhalten.

Es begannen die Verfolgungen der Ketzer in allen christlichen Staaten des Abendlandes. Wehe dem Unglücklichen, der an dem Buchstaben, an dem Ausspruch, der Auslegung des Priesters zweifelte! Die Kuttenmänner vom Orden des heiligen Dominicus waren mit dem Geschäft betraut, die Irrgläubigen aufzuspüren; — und sie stöberten wie Spürhunde durch alle Winkel der bürgerlichen Gesellschaft, und wußten in die verborgensten Geheimnisse einzudringen. Wo sie nur Zweifler oder selbstständige Denker entdeckten, da war die Folter bereit, die Uebelthäter zum Geständniß, Galgen und Holzstoß, sie auf immer zum Schweigen zu bringen. Durch diese seine Schergen herrschte der heilige Vater noch immer über die Gedan-

ken der Menschen. — Es wurden die furchtbaren Inquisitions-Tribunale in Spanien, Frankreich und Italien aufgerichtet, und nur in Deutschland mißlang der Versuch, indem der Ketzerrichter Konrad von Marburg alsbald erschlagen wurde, und kein Anderer sich fand, der nochmals das blutige Werk unternommen hätte.

Indessen ging allmählich ein Licht auf, und leuchtete durch die Finsterniß, welche die Völker bedeckte; es war das Licht der Wissenschaft, die in den neu gegründeten Universitäten gepflegt wurde. Man studirte die alten Sprachen; man machte sich mit der Weisheit des Alterthums bekannt; — man las die heilige Schrift und erkannte mit Staunen, daß die herrschende Kirche etwas ganz anderes lehre, als der Meister, der mit seiner Liebe die Welt umfaßte! *) — Die, welche zu dieser Einsicht gelangt waren, konnten nicht schweigen; sie mußten, was sie entdeckt, den Brüdern offenbaren; und nun erfüllte sich, was unser großer Dichter gesagt hat:

*) Noch bis in unsere Tage eifert der apostolische Stuhl gegen das Lesen der heiligen Schrift. — So bedrohte Clemens XIII. das Lesen einer italienischen Bibel mit der Galeerenstrafe. (!!) — Pius VII. bezeichnete am 29. Juni 1816 in einer Bulle den Wiederabdruck einer übrigens 1599 genehmigten (!) polnischen Bibelübersetzung als gottloses Unternehmen; derselbe Papst schalt 1819 in einer Bulle die Bibel „eine Aussaat des Unkrautes wodurch die Kinder schon früh mit dem heillosen Gift verborbener Lehre (!!!) angesteckt würden." So lautete der Ausspruch eines Unfehlbaren! — Auch Leo XII. hat seine „unfehlbare" Ansichten von der heiligen Schrift. Er bezeichnete am 3. Mai 1824 in einer Bulle die Bibelgesellschaften als „eine arglistige Erfindung", nennt die Bibel „ein in der Volkssprache todbringendes Geschenk", eine protestantische Bibel aber das „Evangelium des Teufels" Und Gregor XVI. erließ sogar eine eigne Bannbulle gegen die Bibelgesellschaften, und befahl den Geistlichen, die Bibel in der Volkssprache „den Gläubigen aus den Händen zu reißen."

„Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt!"

Die Albingenser fielen durch das Schwert; Johannes Huß starb 1414 zu Constanz in den Flammen des Scheiterhaufens auf priesterliches Gebot. — Vergebens brachten die Hussiten, seine Anhänger, dem Märtyrer der Wahrheit blutige Todtenopfer. Noch über hundert Jahre deckte Finsterniß die abendländische Erde und Dunkel die Völker, bis endlich die Sonne der Wahrheit, der Gedankenfreiheit durch die Nebel brach. Am 10. December 1520 konnte Martin Luther es wagen, unter dem Jubel des Volkes die gegen ihn gerichtete Bannbulle öffentlich zu verbrennen. Dennoch dauerte der Kampf noch fort. Die Jesuiten entzündeten ihn immer von Neuem. Der nordische Held Gustav Adolph fiel bei Lützen; — dreißig Jahre lang verwüstete der Krieg die deutschen Gauen. Der endliche Friede setzte zwar 1648 dem grausamen Spiel Grenzen, allein das deutsche Reich war aufgelöst, seine Macht gebrochen, sein Ansehen unter den Nationen vernichtet, ein Spielball der eroberungssüchtigen Nachbarn.

Aber aus den Trümmern erhob sich eine neue Macht; — klein im Anfang, doch allmählich wachsend zu ungeahnter Größe. — Ein anderer Friedrich II. kämpfte 7 Jahre lang mit siegreichem Erfolg gegen die Heere von halb Europa, und errang seinem Preußenvolk die erste Stelle im Rathe der civilisirten Nationen. — Der Papst, die Finsterlinge hatten auf ihn keinen Einfluß. In seinen Staaten war der Gedanke und die Wissenschaft frei, und sie fanden bei ihm ein Asyl. — Frei bewegte sich auch unter ihm das Volk, das stolz auf

seinen Herrscher war. Wohl war er selbst der französischen Literatur zugewendet; allein unter seinem Schutze konnte sich doch auch die deutsche immer reicher entfalten und in kühnem Aufschwung die französische überholen. — Andere Fürsten nahmen ihn zum Vorbilde, wie dies Kaiser Joseph, der Herzog von Weimar, und selbst skandinavische Könige thaten. So ward die päpstliche Gewalt gebrochen; der Bannstrahl verlor seine Kraft, die fluchwürdigen Ketzergerichte ihre Wirksamkeit. — In den Staaten des großen Königs sammelten sich unter und nach ihm die Männer der Wissenschaft; — da lebte und wirkte Kant in Königsberg; in Berlin aber, dem Mittelpunkt des geistigen Lebens und Strebens, Lessing, Fichte, Schelling, Humboldt, Schleiermacher, und viele andere Denker und Lehrer, die mit den Waffen des Lichts die Werke der Finsterniß bekämpften.

Die blutigen Wogen der französischen Revolution rauschten vorüber; der erste Napoleonide, an der Spitze seiner Kriegsheere, zog durch die Reiche Europas mit vernichtender Gewalt. Er stürzte das kranke deutsche Reich, und auch den apostolischen Stuhl in Rom, nachdem schon vorher die Jesuiten, dessen Stützen und Helfer, verscheucht worden waren. — Vor dem Eroberer sank auch Preußen von der Höhe seiner Macht; — aber nur auf kurze Zeit. Durch die Befreiungskriege in den Jahren 1813—1815, durch die Völkerschaften bei Leipzig und Waterloo, erhob es sich zu neuem Glanze. Mit ihm erstanden leider auch Papst und Jesuiten, und begannen von Neuem ihr finsteres, verderbliches Spiel, um die abendländischen Völker wieder in die Zwangsjacke der geistigen Knechtung zu drängen, um ihr hierarchisches Reich von Neuem auf den Trümmern der schwer errungenen geistigen Freiheit aufzurichten. Still und heimlich, im Dunkel

der Schulstuben, Seminare und Beichtstühle trieben sie ihr Spiel, und die Monarchen achteten nicht darauf; hielten es für harmlos, bis plötzlich das Dogma von der Unfehlbarkeit auftauchte, und im Hintergrunde die Schmach von Canossa sichtbar wurde, die man wiederum in neuer Auflage in Scene zu setzen gedachte!

Da mußten Wunder geschehen! Wunder am Himmel und auf Erden, und unmündige Kinder sahen die Jungfrau Maria leibhaftig, und Engel und Teufel, — und eine gedankenlose Menge pilgerte zu den Stätten der Wunder, und glaubte. — Aber die Finsterlinge gehen noch weiter; sie wagen es, die neuesten Siege der deutschen Waffen zu verwünschen, an den Umsturz des neuen Reiches, des ruhmvollen Kaiserthrons zu denken; — und sie sprechen laut ihre Wünsche, ihre Bestrebungen aus. Die Rebellen, die einst von Heinrich IV., ihrem Herrn und König, abfielen, und ihn nach Canossa trieben, entzündeten die Fackel des Bürgerkriegs und zerrütteten das Vaterland; die Reichsfeinde unserer Zeit, die von einer Feier der Schmach von Canossa reden, die da wähnen, jene Zeit könne wiederkehren, und der greise Held, der den ruhmvollen Kaisersitz nach herrlichen Waffenthaten erworben hat, werde sein siegreiches Haupt noch unter den Krummstab des Unfehlbaren beugen, sind Hochverräther am Heiligthum der deutschen Nation.

Von Canossa bis Berlin — das ist ein weiter, weiter Weg, den wir durchwandert haben, und von 1077 da Heinrich im päpstlichen Vorhof zu Canossa zagte, bettelte und weinte, bis auf die Gegenwart, — das ist eine lange Zeit — volle 800 Jahre — voll Verlust und Jammer für unser Vaterland!

Nun aber mögen die schwarzen Raben mit dem Unfehlbaren in Rom sich heiser krächzen nach der alten unheilvollen Zeit: am deutschen Himmel strahlt die Sonne der Wahrheit, und das in Palästen und Hütten erwachte National-Gefühl, und der Ruhm weltgeschichtlicher Thaten!

Darum spricht auch der greise Held auf seinem festen Thron: „**Wir gehen nicht nach Canossa!**"

Und der Ruf hallt in allen deutschen Herzen wieder, und Fürsten und Völker wiederholen das Wort: „Wir gehen nicht nach Canossa! Wir schirmen in Eintracht und fester Treue das neugeborene ruhmvolle Vaterland!"

Nach Canossa geh'n wir nicht!

Vorwärts, o Volk! — Für Recht und Licht
Zu starker That dich erdreiste!
Denn „nach Canossa geh'n wir nicht,
Nicht leiblich noch im Geiste!"
„Das Wort sie sollen stehen laa'n!"
Du Stadt der sieben Hügel,
Vernimm's, und Du auch, Vatikan!
Das Wort, auch das Wort hat Flügel!

Noch zu keiner früheren Zeit, und von keinem vorhergegangenen Kirchenfürsten, sind der menschlichen Vernunft größere und unglaublichere Zumuthungen gestellt worden, als im aufgeklärten 19. Jahrhundert durch Papst Pius den Neunten. — Abgesehen von der Massenheiligsprechung, welche s. Z. in der gesammten gebildeten katholischen Welt unangenehm berührte, aber von der abergläubischen und gedankenlosen Menge mit heiliger Scheu und Verehrung aufgenommen wurde, erregte mehr noch der von angesehenen Kirchenfürsten hart bekämpfte, aber nichtsdestoweniger am 1. December 1854 in feierlicher Kirchenversamm=

lung zu Rom von 53 Cardinälen und 143 Bischöfen gutgeheißene, und sodann proklamirte Glaubenssatz der unbefleckten Empfängniß Zweifel und Mißfallen. Aber das Höchste und Unglaublichste von menschlicher Ueberschätzung und Anmaßung documentirt das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes. Auf diesen Glaubenssatz gestützt, erhoben Bischöfe und Prälaten den neuesten Streit gegen die Regierungen und die staatlichen Gesetze.

Gregor VII. behauptete bekanntlich in seinem Dictat: „Die römische Kirche hat nie geirrt und kann nie irren," — Pius der Neunte aber überbot diese Behauptung, indem er geradezu erklärte: „Der Papst ist unfehlbar, die Päpste haben in Glaubenssachen nie geirrt." In den Kreis dieser Glaubenssachen aber zogen die kirchlichen Oberhäupter, wie wir bisher geschichtlich entwickelt haben, alle Rechte, nicht blos der geistlichen, sondern auch der weltlichen Obrigkeit, und gründeten darauf ihre höchste Gewalt, — wie in der Kirche, so im Staate.

Was sich kein Stifter irgend einer Religion, weder Moses noch Muhammed anmaßten, das erdreistete sich unter der Leitung der Jesuiten Papst Pius der Neunte. Er wollte demnach für unfehlbar, das heißt für eine verkörperte Gottheit gelten. In dieser Anmaßung — die höchste, welche der menschliche Geist ersinnen kann! — war der Höhepunkt des langjährigen Bestrebens des apostolischen Stuhls und der ihn beherrschenden Jesuitenpartei. Die päpstlichen Ausschreiben Encyclica und Syllabus (8. December 1864) verfluchten unsere ganze moderne Kultur, verdammten die nach vielfachen Kämpfen errungene Glaubens- und Gewissensfreiheit, die Preßfreiheit, die Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt von der geistlichen, die Gleichheit des Rechts für Geistliche und Weltliche, sowie das Recht der Völker, sich Obrigkeiten und Gesetze zu geben.

Die Welt sollte sich nach dem Willen und Plane des Papstes und der Jesuiten gestalten, der römische Hohepriester alsdann darin als unumschränkter Gebieter herrschen, und alle Kaiser und Könige seinem „unfehlbaren" Willen dienstbar sein.

Und diese vom Papste als falsch bezeichneten Lehrsätze wurzeln in den segensvollen und erhebenden Schöpfungen wissenschaftlicher Forschungen, den Resultaten unserer Bildungsanstalten, und unserer Denk= und Glaubensfreiheit!

Um das Ziel der Universal=Herrschaft zu erreichen und sicher zu befestigen, bestimmten die Jesuiten Pius den Neunten auf den 8. December 1869 ein ökumenisches Concil nach Rom auszuschreiben; — seit drei Jahrhunderten das erste wieder, denn das letzte war das von Trient (1563) traurigen Angedenkens. Die Hauptaufgabe des Concils sollte aber die Durchführung des Unfehlbarkeits=Dogmas sein.

Das Concil wurde in Gegenwart von 764 Anwesenden eröffnet; — ganz Deutschland war nur durch vierzehn, der Kirchenstaat aber durch 143 Bischöfe vertreten, — und 300 Bischöfe waren anwesend, welche wegen ihrer Armuth auf Kosten des Papstes unterhalten werden mußten; — deßwegen hatte wohl der Ausspruch mehrerer Prälaten seine Berechtigung: „die deutschen Bischöfe können wohl dem Dogma widersprechen, denn sie sind reich!" — Aber die deutschen Bischöfe drehten sich nichtsdestoweniger, wie der Jesuitengeneral Beckx sehr richtig vorhergesagt hatte, doch „wie die Wetterfahnen alle, alle nach dem Wind!"

Noch ehe das Concil zusammen trat, fehlte es nicht an gewichtigen Stimmen, welche sich offen und laut, mit aller

Entschiedenheit gegen jenes Dogma erklärten. Es versammelten sich sogar die deutschen Bischöfe im September 1869 zu Fulda, und erließen „zur Beruhigung der Gläubigen" (!) einen Hirtenbrief, in welchem sie offen aussprachen: „Die Verkündigung von neuen Glaubenslehren und die Aufstellung von Grundsätzen, welche mit den **berechtigten Ansprüchen des Staats**, (!) der Civilisation, der Wissenschaft und dem zeitlichen Wohle der Völker nicht zusammenstimmen, sei niemals zu befürchten."

Doch in Rom hatten die Jesuiten, einer großen, gefügigen Majorität sicher, bereits Alles so trefflich vorbereitet, daß die von ihnen aufgestellten Grund- und Lehrsätze, und das Unfehlbarkeits-Dogma, unbedingt zur Annahme gelangen mußten. Was half es, daß nicht allein die ganze gebildete Welt, darunter Tausende von Katholiken, sondern auch sehr viele angesehene Bischöfe, sich gegen diese geistige Knechtung, gegen dieses Joch der Unfehlbarkeit sträubten, dagegen sprachen und schrieben, — der Papst und sein jesuitischer Anhang wollten durch das Dogma das Testament Gregors VII. zur Ausführung bringen, und für ewige Zeiten befestigen. Hoch angesehene Bischöfe, wie Kardinal Rauscher von Wien und Bischof Hefele von Rottenburg, mahnten von dem Vorhaben ab, und stellten dem Papst, in prophetischer Voraussicht, aufs Eindringendste die Gefahren vor, die daraus hervorgehen würden, — nämlich den unausbleiblichen Conflict zwischen Staat und Kirche, — und Bischof Ketteler von Mainz that sogar einen Fußfall vor ihm, um ihn durch Flehen und Bitten von der Verkündigung jenes Glaubenssatzes, der nur Unheil und Zwietracht bringen könne, abzuhalten; — während Bischof Stroßmayr sogar den Versammelten von der Rednerbühne herab entgegen rief: „Nimmermehr kann man

mit solchen Mitteln die Gewissen der katholischen Welt vergewaltigen." Man predigte tauben Ohren, — und das Unerhörte geschah.

Am 13. Juli erfolgte die erste Abstimmung über dieses verwerfliche Dogma, bei welcher sich von 600 noch in Rom anwesenden Bischöfen und Prälaten 530 in der Sitzung eingefunden hatten. Von diesen stimmten 88 mit Nein, und 62 mit Ja unter Vorbehalt. (!) Die opponirenden Bischöfe, die von Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Frankreich, versuchten am 15. Juli noch ein Mal durch Absendung einer besonderen Deputation den Papst wenigstens zu einigen Concessionen umzustimmen; — vergeblich! — Pius der Neunte durfte und wollte nicht mehr nachgeben, — — und die Unfehlbarkeitslehre sollte am 18. Juli in feierlicher öffentlicher Sitzung durch Schlußabstimmung in Gegenwart des Papstes angenommen, und als unantastbarer Glaubenssatz der katholischen Kirche verkündet werden. Das Stimmenverhältniß war diesmal ein anderes, als sechs Tage vorher. Von 547 abgegebenen Stimmen waren nur zwei gegen die Unfehlbarkeit des Papstes gerichtet.

Merkwürdiges Zusammentreffen! der denkwürdige Tag der Verkündung des Unfehlbarkeits-Dogmas, war auch der Tag der Kriegserklärung Frankreichs gegen Preußen, — woraus eine Saat entkeimen und gedeihen sollte, welche den Beschlüssen des ökumenischen Concils von 1869 und 1870, in Deutschland wenigstens jeden Halt und Boden nahm. Die glorreichen Erfolge der deutschen Waffen in den Jahren 1870 und 1871 vereitelten die Pläne der Jesuiten vollständig; — denn das Land, auf welches es ganz besonders abgesehen war, und welches man für die Folge niederzuschmettern, und willenlos in geistlichen und weltlichen Fesseln zu lähmen gedachte, — Deutsch-

land erstand aus dem blutigen Kampf zu vorher nie gekannter Größe und Macht, und nahm es, vom Geist der Wahrheit und des Rechts beseelt, unverdrossen mit den Verdammungsurtheilen des Syllabus und den Consequenzen des Unfehlbarkeits-Dogmas auf.

Die Papsttyrannei sollte sich sonach über Kaiser und Könige und über jede Gesetzgebung erstrecken, und das viel besprochene Wort: „Der Papst allein ist es," der die Gedanken Gottes in sich trägt, vermittelt und ausspricht!" zur allgemeinen Richtschnur machen. Zur Ausführung dieser antichristlichen Grundsätze und Concilbeschlüsse stand dem Papste unter dem Einflusse der mächtigen, auf der ganzen Erde verzweigten Jesuiten, ein geistliches Heer zu Gebot, dessen Anführer, die Bischöfe, er sich durch einen feierlichen Eid vollständig zu willenlosen Werkzeugen machte.

Und wie verhielten sich die opponirenden Bischöfe nach der Verkündigung des Unfehlbarkeits-Dogmas, das sie nach innigster Ueberzeugung auf dem Concil so lebhaft, so männlich fest und entschlossen bekämpft hatten? — Der Jesuitengeneral Beckx hatte sie alle richtig beurtheilt, als er von ihnen vorher sagte: „Wenn der Wind sich dreht, so drehen sich alle Wetterfahnen, die höchstgestellten und gutgeschmierten natürlich am schnellsten; — die hohen Kirchenfürsten sie werden sich alle wenden, alle, alle!"

Und er hatte Recht, sie haben sich Alle gewendet!

Was die deutschen Bischöfe vorher als Irrlehre bekämpft und verworfen, — dem fügten sie sich nun willenlos, und verkündeten das neue Dogma sogar unter Nichtachtung der Staatsgesetze. Doch das feige, feile, unmännliche Benehmen der Bischöfe erweckte unter den gebildeten Katholiken aller deutschen Gauen großes Mißfallen und den schärfsten Ta-

del; — und es entstanden über den neuen Glaubenssatz Zwist in Familien und Gemeinden. Männer der Wissenschaft, gut katholische Kirchengelehrte, auf deren Aussprüche der Klerus stets großes Gewicht gelegt hatte, der Stolz der katholischen Kirche, sie trennten sich von den Anhängern der neuen Glaubenslehre, und erklärten sich offen und frei durch Schrift und Wort dagegen. So sah der geistreiche Stiftsprobst Professor von Döllinger zu München mit offen ausgesprochenem Unwillen die zu Kreuz kriechenden Bischöfe in ihre Heimath zurückkehren, und sprach die bedeutungsvollen Worte: „Kein Einziger glaubt daran!" — Ungemeines Aufsehen aber machte es, als er am 28. März 1871 gegen Erzbischof Scherr von München, der ihn durch Zureden und Androhung des Bannes zur Unterwerfung bestimmen wollte, kurz und bündig erwiderte: „Als Christ, als Theolog und als Geschichtskundiger und Staatsbürger kann ich das neue Dogma nicht annehmen, denn es ist unverträglich mit dem Geiste des Evangeliums und mit den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel!"

Ihm standen, in der katholischen Welt hochgeehrte Männer, wie Professor Friedrich in München, Professor Reinkens in Breslau, und noch viele andere wahrheitsliebende Theologen in allen Theilen Deutschlands als rüstige Kämpfer zur Seite. Aus dieser Opposition ging der Altkatholicismus hervor, der, von den einzelnen Regierungen begünstigt, alsbald im ganzen deutschen Reich Anhänger fand und festen Fuß faßte; und in der Person des Professors Reinkens einen besonderen Bischof erwählte, der in Preußen, und in andern Staaten die landesherrliche Anerkennung und bischöfliche Dotation erhielt, und in Bonn seinen Sitz nahm.

Von Tag zu Tag vermehrten sich die Gegner des Unfehlbarkeits-Dogmas; in allen Theilen bildeten sich altkatholische Gemeinden, die, durch entsprechende Gesetze in ihren kirchlichen Bestrebungen geschützt, eine immer größere Bedeutung gewannen, und deren Mitgliederzahl in Anbetracht der erst kurzen Zeit ihres Bestehens, recht ansehnlich und vielversprechend zugenommen hat.*) Schon am 14. Oktober 1871 erklärte der baierische Minister v. Lutz dem versammelten Landtage, daß die Regierung allen Staatsangehörigen des altkatholischen Glaubens den vollen, in den Gesetzen des Landes begründeten Schutz gegen den Mißbrauch geistlicher Gewalt werde angedeihen lassen. — Zwei Tage später wurden im Reichstag zu Berlin, auf Anregung baierischer Abgeordneter, die sogenannten „Kanzelparagraphen“ zum Beschluß erhoben, wonach künftighin der Mißbrauch des geistlichen Amts und der Kanzel zu politischen, den Frieden gefährdenden Wühlereien nicht ungestraft bleiben solle.

Aber auch die preußische Regierung war den Agitationen der Ultramontanen gegenüber nicht müssig. Am 8. Juli 1871 verfügte sie die Aufhebung der katholischen Abtheilung im Kultusministerium, welche seit dem Februar 1841 bestanden hatte, und ausschließlich nur das Interesse der Kurie, nicht aber das des Staats zu wahren suchte; und am 14. Dezember 1871

*) Der Altkatholizismus zählte in Deutschland Ende 1876: 120 Gemeinden resp. Vereine mit etwa 50,000 Seelen und 60 altkatholischen Priestern, und in der Schweiz 73,380 Seelen in 72 Gemeinden mit 66 Geistlichen. Wenn man in Betracht zieht, daß die altkatholische Bewegung erst seit kaum vier Jahren besteht, so ist das soweitige Resultat derselben als ein überaus günstiges zu bezeichnen.

legte sie dem Abgeordnetenhause das Schulaufsichtsgesetz zur Berathung und Annahme vor; danach wurde die Aufsicht über alle öffentlichen und privaten Unterrichts- und Erziehungsanstalten dem Staate anheimgegeben; — und am 17. Januar 1872 erfolgte die Ernennung des Dr. Falk zum preußischen Kultusminister.

Dadurch war der Kampf mit der Kurie ausgebrochen, — und die Hoffnung auf eine friedliche Verständigung zwischen Staat und Kirche wurde durch das Benehmen des apostolischen Stuhls ganz und gar vereitelt, als Pius IX. am 2. Mai 1872 erklärte, daß er den Cardinal Fürst Hohenlohe als deutschen Botschafter im Vatikan zurückweise. — Mit Recht erkannte man hierin ein Werk der Jesuiten. — Es erhoben sich daher im deutschen Reichstage gewichtige Stimmen gegen diesen unheilvollen Orden, und man beschloß am 19. Juni, diese Brüderschaft und alle ihr verwandten Orden und Kongregationen auszuweisen. Der Beschluß wurde zum Gesetz erhoben und am 3. Juli 1872 von Kaiser Wilhelm bestätigt.

In der Debatte über den Botschafterposten im Vatikan hatte Fürst Bismarck am 14. Mai 1872 jene ewig denkwürdigen Worte gesprochen, welche wir zum Titel unseres Werkchens gewählt, und welche bei dem unfehlbaren Papste den tiefsten Eindruck machten: **„Dessen seien Sie versichert, nach Canossa gehen wir nicht, weder in kirchlicher noch in staatlicher Beziehung!“**

Dieser bündigen, männlichen Erklärung gegenüber, sprach der heilige Vater zu Rom in Gegenwart einer Deputation des katholischen deutschen Lesevereins seinen Verdruß also aus: „Seien Sie vertrauend und einig! — Denn irgend ein Stein wird vom Berge herabfallen und die Fersen des Kolosses zertrümmern.“ — Und in seiner Allokution vom 23. Dezember

1872 erdreistete er sich sogar „von grausamen Kirchenverfolgungen" im deutschen Reiche, und von der „Anmaßung" und „Unverschämtheit" der Reichsregierung zu reden. — Die Antwort hierauf war zunächst, daß die Regierung den preußischen Legationssekretär Stumm, welcher die Geschäfte der preußischen Gesandtschaft in Rom versah, zurück berief; — und 1873 neue, in das Erziehungs- und Bildungswesen der Geistlichen tief eingreifende Verfügungen erließ. Die bischöflichen Seminarien wurden unter staatliche Aufsicht gestellt, und diese und andere Anstalten dieser Art, welche sich dieser Vorschrift nicht fügen wollten, geschlossen. Hiermit stand die Anordnung in Verbindung, daß alle künftigen Geistlichen nicht blos eine kirchliche, sondern auch eine allgemeine wissenschaftliche Bildung auf Universitäten erlangen müßten, und ihre Anstellung im Kirchendienste erst nach bestandener Prüfung erfolgen könne; — jeder Bischof solle fortan dem Könige den Eid der Treue schwören. — Diese Gesetze legte die Regierung dem preußischen Landtag von 1873 vor, und verband damit noch andere, welche unter dem gemeinsamen Namen „Mai- und Kirchendiener-Gesetze" bekannt sind. — Vergebens suchten Bischöfe und die übrige Geistlichkeit, durch den Papst dazu aufgefordert, die öffentliche Meinung gegen den Fürsten Bismarck aufzuregen, und die „Maigesetze" als gegen die katholische Kirche gerichtet, hinzustellen, die Regierung ging im Vollbewußtsein ihres Rechts, und gewiß, daß sie nur das Beste des Volks bezwecke, unbekümmert um die ultramontanen Klagen und Verdächtigungen, maß- und würdevoll auf ihrer betretenen Bahn weiter, und behielt das große Ziel ihres Strebens unverrückt im Auge. Im Jahre 874 genehmigte der preußische Landtag die Gesetzen

würfe über die Verwaltung erledigter katholischer Bisthümer, und am 25. April der Reichstag das Gesetz über Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchendiensten; — während am 25. Januar 1875 die Annahme des Gesetzes über Einführung der obligatorischen Civilehe und Beurkundung des Personenstandes durch weltliche Beamte erfolgte.

Solchen Vorgängen gegenüber glaubte die Kurie nicht still schweigen zu dürfen. Die Jesuiten, welche sich noch jetzt nicht mit der Gegenwart, und mit dem vorwärtsströmenden Zeitgeist schlechterdings nicht vertragen können, und sich wohl in die Tage der Demüthigung zu Canossa zurück träumen, wußten den Nachfolger Petri zu überzeugen, Kaiser Wilhelm habe die „Maigesetze" nur ungern unterzeichnet, und ein Schreiben des „Unfehlbaren" werde ihn bestimmen, eine mildere Ausführung der sogenannten Kirchengesetze zu verfügen. Pius IX. schrieb daher seinen ungeschickten Brief, welcher also lautete:

„Im Vatican, den 7. August 1873.

Majestät! Sämmtliche Maßregeln, welche seit einiger Zeit von Ew. Majestät Regierung ergriffen worden sind, zielen mehr und mehr auf die Vernichtung des Katholicismus ab. Wenn ich mit mir selber darüber zu Rathe gehe, welche Ursachen diese sehr harten Maßregeln veranlaßt haben mögen, so bekenne ich, daß ich keine Gründe aufzufinden im Stande bin. Andererseits wird mir mitgetheilt, daß Ew. Majestät das Verfahren Ihrer Regierung nicht billigen, und die Härte der Maßregeln wider die katholische Religion nicht gutheißen. Wenn das aber wahr ist, daß Ew. Majestät es nicht billigen — und die Schreiben, welche Allerhöchstdieselben früher an mich gerichtet haben, dürften zur Genüge darthun, daß Sie dasjenige,

was gegenwärtig vorgeht, nicht billigen können — wenn, sage ich, Ew. Majestät es nicht billigen, daß Ihre Regierung auf den eingeschlagenen Bahnen fortfährt, die rigorosen Maßregeln gegen die Religion Jesu Christi immer weiter auszudehnen, und letztere hierdurch so schwer schädigt, werden dann Ew. Majestät nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß diese Maßregeln keine andere Wirkung haben als diejenige, den eigenen Thron Ew. Majestät zu untergraben? Ich rede mit Freimuth, denn mein Panier ist Wahrheit, und ich rede, um eine meiner Pflichten zu erfüllen, welche darin besteht, allen die Wahrheit zu sagen, auch denen, die nicht Katholiken sind, denn jeder, welcher die Taufe empfangen hat, gehört in irgendeiner Beziehung oder auf irgendeine Weise, welche hier näher darzulegen nicht der Ort ist, gehört, sage ich, dem Papst an. Ich gebe mich der Ueberzeugung hin, daß Ew. Majestät meine Betrachtungen mit der gewohnten Güte aufnehmen und die in dem vorliegenden Falle erforderlichen Maßregeln treffen werden. Indem ich Allerhöchstdemselben den Ausdruck meiner Ergebenheit und Verehrung darbringe, bitte ich zu Gott, daß er Ew. Majestät und mich mit den Banden der gleichen Barmherzigkeit umfassen möge.

Pio, p. m."

Auf dieses Schreiben, das in Anmaßung und Ueberhebung an dasjenige Gregors VII. an Heinrich IV. erinnert, antwortete der Kaiser Wilhelm:

„Berlin, den 3. September 1873.

Ich bin erfreut, daß Ew. Heiligkeit mir, wie in früheren Zeiten, die Ehre erweisen zu schreiben; ich bin es um so mehr, als mir dadurch die Gelegenheit zutheil wird, Irrthümer zu berichtigen, welche nach Inhalt des Schreibens Ew. Heiligkeit vom 7. August in den

Ihnen über deutsche Verhältnisse zugegangenen Meldungen vorgekommen sein müssen. Wenn die Berichte, welche Ew. Heiligkeit über deutsche Verhältnisse erstattet werden, nur Wahrheit meldeten, so wäre es nicht möglich, daß Ew. Heiligkeit der Vermuthung Raum geben könnten, daß meine Regierung Bahnen einschlüge, welche ich nicht billigte. Nach der Verfassung meiner Staaten kann ein solcher Fall nicht eintreten, da die Gesetze und Regierungsmaßregeln in Preußen meiner landesherrlichen Zustimmung bedürfen. Zu meinem tiefen Schmerze hat ein Theil meiner katholischen Unterthanen seit zwei Jahren eine politische Partei organisirt, welche den in Preußen seit Jahrhunderten bestehenden confessionellen Frieden durch staatsfeindliche Umtriebe zu stören sucht. Leider haben höhere katholische Geistliche diese Bewegung nicht nur gebilligt, sondern sich ihr bis zur offenen Auflehnung gegen die bestehenden Landesgesetze angeschlossen. Der Wahrnehmung Ew. Heiligkeit wird nicht entgangen sein, daß ähnliche Erscheinungen sich gegenwärtig in der Mehrzahl der europäischen und in einigen überseeischen Staaten wiederholen. Es ist nicht meine Aufgabe, die Ursachen zu untersuchen, durch welche Priester und Gläubige einer der christlichen Confessionen bewogen werden können, den Feinden jeder staatlichen Ordnung in Bekämpfung der letztern behülflich zu sein. Wohl aber ist es meine Aufgabe, in den Staaten, deren Regierung mir von Gott anvertraut ist, den innern Frieden zu schützen **und das Ansehen der Gesetze zu wah-**

ren. Ich bin mir bewußt, daß ich über Erfüllung dieser meiner königlichen Pflicht Gott Rechenschaft schuldig bin, und ich werde Ordnung und Gesetz in meinen Staaten jeder Anfechtung gegenüber aufrecht erhalten, so lange Gott mir die Macht dazu verleiht. Ich bin als christlicher Monarch dazu verpflichtet, auch da, wo ich zu meinem Schmerze diesen königlichen Beruf gegen die Diener einer Kirche zu erfüllen habe, von der ich annehme, daß sie nicht minder wie die evangelische Kirche das Gebot des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit als einen Ausfluß des uns geoffenbarten göttlichen Willens erkennt. Zu meinem Bedauern verleugnen viele der Ew. Heiligkeit unterworfenen Geistlichen in Preußen die christliche Lehre in dieser Richtung, und setzen meine Regierung in die Nothwendigkeit, gestützt auf die große Mehrheit meiner treuen katholischen und evangelischen Unterthanen, die Befolgung der Landesgesetze durch weltliche Mittel zu erzwingen. Ich gebe mich gern der Hoffnung hin, daß Ew. Heiligkeit, wenn von der wahren Lage der Dinge unterrichtet, Ihre Autorität werden anwenden wollen, um so der unter bedauerlicher Entstellung der Wahrheit und unter Mißbrauch des priesterlichen Ansehens betriebenen Agitation ein Ende zu machen. Die Religion Jesu Christi hat, wie ich Ew. Heiligkeit vor Gott bezeuge, mit diesen Umtrieben nichts zu thun, auch nicht die Wahrheit, zu deren von Ew. Heiligkeit angerufenen Panier ich mich rückhaltlos bekenne. Noch eine Aeußerung in dem Schreiben Ew. Heiligkeit kann ich nicht ohne Widerspruch übergehen, wenn sie auch nicht auf irrigen Bericht-

erstattungen, sondern auf Ew. Heiligkeit Glauben beruht, die Aeußerung nämlich, daß jeder, der die Taufe empfangen hat, dem Papste angehört. **Der evangelische Glaube, zu dem ich mich, wie Ew. Heiligkeit bekannt sein wird, gleich meinen Vorfahren und mit der Mehrheit meiner Unterthanen bekenne, gestattet uns nicht, in dem Verhältniß zu Gott einen andern Vermittler als unsern Herrn Jesum Christum anzunehmen.** Diese Verschiedenheit des Glaubens hält mich nicht ab, mit denen, welche den unsern nicht theilen, im Frieden zu leben, und Ew. Heiligkeit den Ausdruck meiner persönlichen Ergebenheit und Verehrung darzubringen.

Wilhelm."

Dieses männlich-entschiedene Schreiben des deutschen Kaisers fand im ganzen Vaterland — nur nicht bei den Ultramontanen — die wärmste, lebhafteste Zustimmung; ebenso auch im Auslande, wo durch die Presse und in zahlreich besuchten Versammlungen die bündige Erklärung des deutschen Reichsoberhauptes die lauteste, beifälligste Anerkennung fand. „Das ist nicht Freiheit, nicht religiöse oder bürgerliche", erklärte Graf Russell bei Publikation der Briefe, „das heißt das Knie beugen vor einer despotischen und fehlbaren Priesterzunft. Die Sache des deutschen Kaisers ist die Sache der Freiheit, die Sache des Papstes die der Sklaverei!"

Ja, „die Sache des deutschen Kaisers ist die Sache der Freiheit", und das gesammte deutsche Volk steht, bis auf das verhältnißmäßig geringe Häuflein Römlinge, treu und fest zu der Sache des Kaisers, denn sie ist der Ausdruck unseres Nationalgefühls, der Inbegriff unserer Denk- und Glaubensfreiheit, die unüberwindlich sind, so lang unser Panier die Devise trägt:

„Nach Canossa geh'n wir nicht!"

Druck von Karl Wörle in Dortmund.

Oberm.

Nach Canossa geh'n wir nicht! Ein Geschichtlicher Beitrag zur 800 jährigen Wiederkehr der Tage zu Canossa mit vergleichendem Hinweis auf den gegenwä rtigen Kirchenstreit. Dargestellt von einem Freunde Vaterländischer Geschichte

Hagen 1877

Germ.g. 60 t
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11356784-2